Nr. 1 17. Jahrgang Beilage zum General-Anzeiger Januar 1940

Benjamin Christian Weber

Der erste Kantor und letzte Kirchschullehrer Kötzschenbrodas

Auf dem Kirchhofe der Friedenskirche, an der südlichen Mauer der Sakristei derselben, steht heute noch ein einfacher, schlichter Grabstein, der dem Andenken eines verdienstvollen Lehrers der Schule Kötzschenbroda gewidmet ist, dem Andenken des ersten Kantors und letzten Kirchschullehrers der Kirchgemeinde, der vor 110 Jahren am 5. Juli 1830 starb. Der schlichte, bescheidene Grabstein ist das einzige Denkmal eines Lehrers der älteren Zeit unserer Dietrich-Eckart-Schule, die aus der ehemaligen Kirchschule hervorgegangen ist.

Wenn wir Benjamin Christian Weber als ersten Kantor an der Friedenskirche bezeichneten, so ist das nur bedingt richtig. Das Kantorat an derselben, sofern man darunter die planmäßige Pflege der Kirchenmusik versteht, ist viel älter. Der wirkliche Gründer eines Kirchenchores und Leiter eines solchen ist der Schulmeister und Organist David Zieger, der von 1623 bis 1659 in der Lößnitz lebte und wirkte. Während die Organistenstelle mit der Aufstellung eines kleinen, bescheidenen Orgelwerkes, eines sogenannten Positivs, schon in vorreformatorischer Zeit, im Jahre 1532, geschaffen und dem damaligen „Schreiber" und nachmaligen ersten evangelischen Schulmeister Peter Schweger übertragen wurde, hört man erst aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in den Archivalien etwas vom Bestehen eines Kirchenchores, um dessen Bildung sich der erwähnte Kirchschullehrer David Zieger (1623 bis 1659) verdient gemacht hat. Sein Sohn Daniel Zieger, wie der Vater Kirchschullehrer und Organist zu Kötzschenbroda (1660 bis 1707), stellt in einem Schreiben an das Konsistorium 1671 fest, daß diese Kantorentätigkeit seines Vaters und auch die seine eine rein ehrenamtliche, freiwillige war, denn „von der Bestellung der Music hat der Schulmeister nichts zu gewartten, wiewohl mein Vater seelig dieselbe ohne entgeldt mit großer Mühe anerbawet, und ich auch in unterweisung der Jugendt hierinnen gern fortfahren wolle." Diese freiwillige Kantorentätigkeit war aber nicht nur eine materiell undankbare Sache, die alten Schulmeister hatten vielmehr auch keinen Dank von den Bauern, die ihre Kinder wohl anfänglich zu diesem Sängerchor schickten, aber wie Zieger schreibt, sie wieder, „wenn er sich ein Jahr mit den Kindern herumgeblacket, davon abhalten."

Als Weber im Jahre 1803 nach Kötzschenbroda kam, fand er in seiner neuen Schule schon einen gut eingerichteten Adjuvantenchor vor, der nicht nur den Chorgesang, sondern auch Instrumentalmusik trieb. Eine Kantorenstelle bestand aber auch damals noch nicht, die gesangliche und sonstige musikalische Ausgestaltung der Gottesdienste war immer noch wie zu Ziegers Zeiten dem Organistenamte angegliedert.

Weber empfand diesen Zustand als Mangel, und sofort nach seinem Amtsantritt wurde er bei seiner vorgesetzten Behörde wegen Verleihung des Kantorentitels an die Kirchschullehrer von Kötzschenbroda, insbesondere für seine Person, vorstellig. In dem im Hauptstaatsarchiv unter Loc. 2159 aufbewahrten Aktenstück begründet Weber diesen seinen Wunsch in folgenden Ausführungen: „Da Kötzschenbroda ein Ort ist, der sich wegen seiner Größe und Lage vor vielen anderen auszeichnet, auch ein musikalisches Chor daselbst etabliert ist, welches unter meinem Direktorio stehet, hiernächst von mir Unterricht in der Vocal- und Instrumental-Musik ertheilet werden muß und ich solchem nach Dienste wie ein Cantor zu verrichten habe, so würde es mir bey meiner künftigen Amtsführung sehr zuträglich und für das Ganze nutzbar seyn, wenn mir die Erlaubniß zu theil würde, das Prädikat eines Cantors führen zu dürfen."

Weber war wohl der auch nicht unbegründeten Meinung, daß der Kantorentitel dem Träger eines solchen bei den Bauern ein höheres Ansehen verschaffe als der eines gewöhnlichen Schulmeisters. Jedenfalls war er der Gewährung seines Gesuches um Bewilligung dieses Kantorenprädikates ziemlich sicher, so sicher, daß er dieses schon gebrauchte, als ihm die Führung dieses Titels noch gar nicht zugestanden war.. Er unterschreibt in einem Briefe an die Gemeinde Naundorf sich schon am 9. September 1803 etwas voreilig als Kantor, obschon erst am 7. Dezember desselben Jahres der Bescheid des Konsistoriums eintraf, daß ihm diese Amtsbezeichnung zugestanden werde. Seit diesem Tage besteht an der Friedenskirche das praktisch schon seit fast 200 Jahren vorher ausgeübte Kantorenamt auch der Form nach.

Benjamin Christian Weber stammte aus dem nahen Constappel, wo er 1766 geboren wurde. Dort wirkte er, schon bevor er nach der Lößnitz kam, an der Kirchschule. Er war wohl der letzte Lehrer ohne seminaristische Vorbildung an der hiesigen Schule. Die 1785 gegründete erste sächsische Lehrerbildungsanstalt zu Dresden-Friedrichstadt hat er nicht besucht. Ein 1835 zum 50jährigen Jubiläum des Friedrichstädter Seminars von dessem damaligen Direktor herausgegebenes Verzeichnis der Schüler, die diese Anstalt seit ihrer Gründung besuchten, führt Weber nicht mit auf. Er muß sich also die für den Lehrberuf nötigen Kenntnisse durch Hospitieren in einer Schule erworben haben. Möglicherweise ist das in seinem Geburtsort Constappel, in dessen Schule er auch die erste Anstellung fand, geschehen. Mag nun der junge Mann seine Berufsausbildung auch nur auf einer bescheidenen Dorfschule genossen haben, eins ist sicher, daß Weber ein außerordentlich fähiger Lehrer gewesen ist. Er hat sein Amt an der Kirchschule Kötzschenbroda in so vorbildlicher Weise verwaltet, daß seine vorgesetzte Behörde ihm das allerbeste Zeugnis ausstellte, und er auch mit der sächsischen goldenen Verdienstmedaille ausgezeichnet wurde. Ein von ihm hinterlassenes Schultagebuch, über das vor längeren Jahren einmal der verstorbene Oberlehrer Finsterbusch in unserer Zeitung berichtete, gibt darüber eingehenden Aufschluß.

Weber, der noch in dem Schulgebäude der Kirchschule am Markte (jetzt Tischlermeister Vetter, Altkötzschenbroda Nr. 38) lebte und wirkte, hat in den fast 40 Jahren seiner hiesigen Amtstätigkeit Zeiten großer Ereignisse erlebt. Schon bald nach seinem Amtsantritt im Jahre 1803 wurde das aus dem Dreißigjährigen Kriege stammende Schulgebäude 1805 durch die nach dem Schwedenbrand von 1635 größte Brandkatastrophe des Ortes vernichtet. Am 31. Mai 1805 brach in dem Hofe des Bauern Gottlob Hoffmann (heute Alt-Kötzschen-

broda 11) ein Feuer aus, das in kürzester Zeit die gesamte Nordseite des Dorfes, die sogenannte Sommerseite, die Höfe der Vorwerkstraße und das damals noch selbständige Fürstenhain, in Asche legte. Nur ein Gut, das des Bauern Menzel, übersprangen die rasenden Flammen. 58 Wohngebäude und 32 Scheunen, die meist noch Strohdachung hatten, sanken an diesem 31. Mai in Schutt und Asche. Acht Jahre später, 1813, litt der Ort schwer unter französischen, preußischen und russischen Einquartierungen, deren finanzieller Schaden von einer zeitgenössischen Aufstellung der einzelnen Leistungen auf über 42 000 Taler, für jene Zeit eine gewaltige Summe, angegeben wurde. Eine Nervenfieberepidemie wütete im Jahre 1813/14 im Kirchspiele, das damals etwa 1850 Einwohner zählte. Die Sterblichkeit stieg auf 210 Personen.

Der Schulbezirk der Kirchschule, der außer Kötzschenbroda und Fürstenhain auch noch zu Webers Zeiten die Weinbergsgemeinde Niederlößnitz umfaßte, schickte etwa 140 bis 150 Kinder in die Kirchschule. Sollte sie schicken! Zu Zeiten der Getreide-, Kartoffel- und Weinernte wies aber der Schulbesuch gewaltige Lücken auf, ja zeitweise stand Weber vor leeren Bänken, obschon das Generale vom 4. März 1805 den Schulzwang angeordnet hatte.

War aber der ganze Cötus der Schule einmal pflichtgemäß anwesend, so hatte Weber seine liebe Not, die Kinder in der engen Schulstube, die etwa 80 Kinder faßte, unterzubringen. Die vom erwähnten Generale verlangte Teilung der Schülerschaft in zwei Klassen konnte Weber des Raummangels wegen nicht durchführen. Erst nach reichlich einem halben Jahrhundert wurde der Raummangel durch Errichtung eines zweiten Schulgebäudes, des sogenannten Kantorats, an der Vorwerkstraße behoben, nachdem schon seit etwa 30 Jahren die Niederlößnitzer Kinder aus dem Schulverband der Kirchschule ausgeschieden waren und ihre eigene Schule besuchten.

Mit Benjamin Christian Weber, dem 10. in der Reihe der Kirchschullehrer seit Errichtung der Kirchschule nach Einführung der Reformation, schied bei seinem 1830 erfolgten Tode der letzte derselben. Unter seinem Nachfolger Kantor Traugott Keller erfolgte die schon erwähnte schulische Abtrennung der neuentstandenen Gemeinde Niederlößnitz von der Kirchschule. Naundorf, Zitzschewig und auch das schulisch später mit Niederlößnitz vereinigte Lindenau hatten schon lange eigene Schulen. War bisher die Schule eine Angelegenheit der Kirchgemeinde, so wurde sie nunmehr von derselben abgetrennt und eine eigene Schulgemeinde gegründet. Nur das Kantoratsamt, dessen Träger in den folgenden Jahrzehnten der Hauptlehrer der Ortsschule war, bildete noch einen losen Zusammenhang mit der Kirche. —th.

Der Baum des Erzgebirglers

Ein Stück Heimatkunde und landschaftlicher Poesie von Ernst Leibl

NSK. Was für ein Lied singen die Erzgebirgler, wenn sie frohgelaunt beisammen sind? Selbstverständlich das Lied vom Vuglbeerbam.

„Kan schinern Bam gibts als den Vuglbeerbam, Vuglbeerbam, Vuglbeerbam . . . eijo!"

Mit seinem pflanzenkundlichen Namen heißt er Eberesche, und du verstehst die Liebe des Gebirglers zu diesem Baum, wenn du einmal über den Kamm des Gebirges gewandert bist. Seidig glänzend wie beim Kirschbaum ist sein Stamm, und daher heißt seine Beere auch manchmal Vogelkirsche. Auch Mehlbeere, Elsbeere, Apfelbeere wird er anderwärts genannt. Im Erzgebirge findest du ihn überall, als Einfassungsbaum von Wegen und Straßen, als Wildling im Wald und auf der Heide, einzeln oder in Gruppen. Im Frühjahr, wenn die jungen Schöße die Knospen sprengen, leuchten die Kerzen seiner zusammengerollten Blätter wie eine Verheißung der schönen Monate, die nun kommen werden. Der weiße Filz auf der Unterseite der Blätter macht diese Triebe so

schön. Und dann entfalten sich langsam die gefiedert auf hohem Stiel stehenden Fächer der wie gezahnte Pfeilspitzen aussehenden Blätter, und bald auch treiben die Blütenstände, die als schneeweiße Doldenrispen, handtellergroß, im Mai zu voller Pracht erblühen. Die Blütendolden ähneln denen des Holunders sehr, weswegen dieser Baum auch manchmal Bergholunder genannt wird.

Bienen und Hummeln summen dann in den dichten, rundlichen Kronen mit ihren glänzenden rotbraunen Trieben. Das Wunder, gesponnen aus den Säften der Erde und den verwandelten Strahlen der Sonne, leuchtet durch den schönen Maienmonat und verweilt in den höheren Lagen bis zur Sommer-Sonnenwende. Dabei ist dieser Baum einer der genügsamsten des ganzen Gebirges. Er stellt keine Ansprüche an den Boden. Ihm ist gerade der Bergboden recht. Er erträgt die harten Fröste des Winters und die Glut des Sommers und ist so das ureigenste Sinnbild des genügsamen, frohen, gebefreudigen Menschenschlages, der zum Gebirge Heimat sagt und sich so ungern von dem kargen Boden löst. Wenn dann die grünen Beeren gegen Sommerende zuerst hellgelb und schließlich rot werden und wie Granaten im Lichte funkeln, weiß der Gebirgler, daß das Jahr alt wird und bald der Winter kommt. Im Herbst und Winter fallen die beerenfressenden Vögel, besonders der Krammetsvogel, in Schwärmen in die Wipfel der Bäume, die ihnen gern und willig ihre Früchte zur Atzung bieten.

Wenn die ersten Fröste über die Vogelbeeren gegangen sind, pflückt der Gebirgler wohl auch von ihnen und bereitet aus den herben Früchten, indem er ihren Saft mit Zucker eindickt, eine Arznei, die ihm bei mancher Erkältung und Erkrankung hilft.

Und dann geschah es, daß in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei dem Dorfe Spornhau im mährischen Altvatergebirge eine Ebereschenart gefunden wurde, der Zengerling, deren scharlachroten Beeren etwas größer waren als die der gemeinen Eberesche und auch nicht deren scharfe Bitterkeit hatten, sondern von säuerlichem Geschmack mit geringer Herbheit waren. Eingemacht schmeckten sie wie Preiselbeeren. Schon von Ende Juli an reiften die schönen Beeren. Und bald auch kam die Kunde, daß es auch in Rußland eine fast noch bessere Beere dieses Baumes gäbe, die zu Kiew in Konservenfabriken in Massen verarbeitet werde. Dort wird sie in Zucker eingepudert, trocken eingemacht in Schachteln versandt. Aber sie läßt sich ebenso wie die Spornhauer Beere zu Kompotten und wohlschmeckenden Marmeladen einkochen.

Lange hat es gedauert, bis die eßbaren Ebereschensorten allgemein beachtet und planvoll angepflanzt wurden. Auch heute noch ist die Kenntnis dieser Sorten noch nicht so verbreitet, wie man es dem Erzgebirgler wünschen möchte.

Aber was könnte der werkfreudige Gebirgler in Sachsen und jenseits auf der sudetendeutschen Seite für Industrie aufbauen, wenn nur erst die Sorten mit genießbaren Beeren allgemein angepflanzt würden. Für die Vögel bliebe bei der weiten Verbreitung der wilden Eberesche noch genügend Futter in den Wäldern.

So kann dieser Baum für den Erzgebirgler nicht nur zur Freude da sein, sondern ihn auch in seinem Kampf auf der kargen Scholle unterstützen. Und er sollte diese Hilfe wahrhaftig nicht ausschlagen. Bei dem schnellen Wachstum der Eberesche kann in kurzer Zeit der Baum zu einer Nahrungs- und Erwerbsquelle werden.

So arm das Gebirge an anderem Obst ist, außer dem, was ihm die Wälder bieten, so reich kann es durch diesen, seinen geliebten Vogelbeerbaum werden, wenn dabei die Liebe gleich durch den Magen geht. Denn die Schönheit, die dieser Baum ausströmt, wird auch bei solcher Nutzung nicht verloren gehen.

Zu den vielen preisenswerten Eigenschaften würde dann diese preiswerte treten. Und das würde den Baum nicht schlechter machen und ungeeigneter, ein Gegenstand der dichterischen Verklärung und der Lieder des Gebirglers zu sein.

Die Elbaue

Blätter für sächsische Heimatkunde

Nr. 2 17. Jahrgang Beilage zum General-Anzeiger Februar 1940

Johann Paul Knohll

Kurfürstlicher Bergschreiber in Hoflößnitz

In der alten Marschallstube des Hoflößnitzschlößchens hängt das Bild eines fröhlichen Zechers, der, den Weinpokal in der Hand, mit genießerischen Augen hinüberblickt zu den Pastellbildern zwei graziöser Damen in der Tracht des Biedermeier. Alle drei Bilder haben enge Beziehungen zum Weinbau der Lößnitz. Die beiden Damenbildnisse stellen die Töchter des Leipziger Handelsherrn Pilgrim dar, der vor etwa 100 Jahren den Mohrenhausweinberg besaß und der einer der Männer war, denen wir die zweitälteste deutsche Champagnerfabrik, die heutige Sektkellerei „Bussard", verdanken. Und der fröhliche Zecher an der anderen Wand der Marschallstube soll der alte Kurfürstliche Bau- und Bergschreiber der Hoflößnitz, Johann Paul Knohll sein, wie die Unterschrift des wie ein alter Niederländer der Rubensschule anmutenden Gemäldes besagt. Man muß ein Fragezeichen hinter die Behauptung machen, daß das Bild des Mannes im reichgeschmückten Federbarett wirklich das des Paul Knohll ist. Ursprünglich hing ein Konterfei desselben im alten Preßhause der Hoflößnitz, das 1824 total abbrannte. Wie Schubert in seiner 1864 erschienenen Chronik ausdrücklich betont, ist dieses Bild damals mitverbrannt. Das heutige Bild, das möglich aus dem 17. Jahrhundert stammt, mag man nachher wohl an Stelle des zugrunde gegangenen an der Wirkungsstätte des alten Bergschreibers aufgehängt und ihm durch nachträgliche Unterschrift den Namen Paul Knohlls gegeben haben.

Johann Paul Knohll ist im Laufe der Jahrhunderte fast zu einer Lößnitzer Sagengestalt geworden. Bald wird er als erster Winzer der Hoflößnitz, bald als Reformator des Lößnitzer Weinbaues, mitunter sogar als Begründer desselben, dann wieder als erster Weinbauschriftsteller Sachsens bezeichnet. Auch der alte Knolln-Weinberg in der Naundorfer Flur und der an demselben vorüberführende Knolln-Weg sollen von ihm ihre Namen tragen.

Johann Paul Knohll war weder das eine, noch das andere. Er war weder jemals Besitzer des Knollnweinberges, der seinen Namen nachweislich schon seit 1458 trägt, noch war er der erste sächsische Weinbauschriftsteller. 40 Jahre vor Knohlls Weinbaulehrbuch gab schon Abraham von Dehn-Rotfelser auf Helfenberg sein „Schön-Weynbaw-Buch" heraus und 1588 erließ Kurfürst

Christian I. eine sehr ausführliche Weinbauordnung für die landesherrlichen Weinberge. Auch Winzer im eigentlichen Sinne ist Knohll niemals gewesen. Er war vielmehr ein kleiner kurfürstlicher Beamter, der nach seiner eigenen Angabe mütterlicherseits aus einer alten Winzerfamilie stammte.

Johann Paul Knohll war aber der erfolgreichste Weinbauschriftsteller der älteren Zeit, dessen anscheinend einziges Werk, das „Klein-Viniculturbüchlein", bis weit ins 19. Jahrhundert hinein sich großer Beliebtheit in den Kreisen der Weinbergsbesitzer erfreute. Diesem seinem Weinbaulehrbuch verdankt es Knohll einzig und allein, daß er zu einer Lokalberühmtheit der Lößnitz geworden ist, die ihren letzten Niederschlag darin fand, daß eine Straße Radebeuls, jetzt der nach dem Hoflößnitzschloß führende Weg nach ihm benannt wurde.

Ueber das Leben Knohlls weiß man sehr wenig, nicht mehr, als er davon in seinem Weinbaulehrbuch berichtet. Er ist um 1628 irgendwo in der Umgebung Dresdens geboren worden. Seinen Vater erwähnt Knohll in seinem Buche nicht, von seiner Mutter berichtet er nur, daß sie aus einem alten Winzergeschlecht stammte, und daß seine „Blutsfreunde theils auch Wintzer seyn".

Knohll muß eine für seine Zeit recht gute Schulbildung genossen haben. Er zeigt sich in dem Klein-Viniculturbüchlein als recht belesen in den altklassischen Schriftstellern, die er recht oft zitiert.

Als Siebzehnjähriger ist er bei einem Dresdener Herrn in Stellung, der ihn öfter nach Loschwitz zur Kontrolle der Winzer in seinem dortigen Weinberg schickt. Dann tritt er in kurfürstliche Dienste, wird Schreiber im Amte Wittenberg. Auch dort kam ihm zustatten, daß er mit dem Weinbau vertraut war. Er war, wie er berichtet, oftmals bei der Begehung der dortigen Weinberge zugegen und besuchte auch mit dem Verwalter die Weinberge der Torgauer Pflege. In beiden Stellungen erweiterte er seine Kenntnisse im Weinbau, ohne jedoch sich praktisch zu betätigen. Er war namentlich mit Beschaffung und Bestellung des für den Weinbau nötigen Materials beauftragt. Zwei Jahre tat er Dienst beim Amte Wittenberg, dann wurde er zum Amte Dresden versetzt. Auch da verwendete man ihn zur Beaufsichtigung der kurfürstlichen Weinberge, besonders der Hoflößnitzer. Schließlich wurde er als Bau- und Bergschreiber nach der Hoflößnitz versetzt, um die Arbeiten der Winzer zu beaufsichtigen. Nach den Darstellungen, die Knohll in seinem Klein-Viniculturbüchlein gibt, muß eine solche Aufsicht sehr nötig gewesen sein. Er schildert in der langen, viele Seiten seines Buches beanspruchenden Vorrede die Winzer seiner Zeit als ein höchst unzuverlässiges, faules und diebisches Volk, gefräßig, wenn es auf Kosten der Weinbergsherren geht, anspruchsvoll in ihren Forderungen und jede Gelegenheit benutzend, ihre Arbeitgeber zu betrügen. Man könnte meinen, daß die unlängst vergangene Zeit des Dreißigjährigen Krieges das Winzervolk erst so verdorben habe, denn, so sagt Knohll einmal wörtlich, „man hat von den Alten noch nie solche Tücke und Stücke gehöret, als itzo gebräuchlich seynd".

Knohll hat in erster Linie sein Weinbaulehrbuch für die Bergherren geschrieben, um ihnen die Möglichkeit zu geben, ihre Rechte und Vorteile ihren Winzern gegenüber zu wahren und sie durch ausführliche Darstellung der einzelnen Winzerarbeiten in den Stand zu setzen, diese sachgemäß zu kontrollieren. Er sagt dies u. a. auch im Untertitel seines Buches, der im Original lautet:

„Allen Haus-Vätern und Hausmüttern / so mit dergleichen zu thun / besitzen / umgehen / sie gebrauchen / und darvon nähren / zu einem sonderbahren Nutzen und Besten / Theils und meistes aus eigner nachgesonnener / Theils auch von alten Haus-Vätern erlernter Erfahrung / ein- und zusammen getragen."

In der Hauptsache beruhen die Lehren, die er seinen Lesern gibt, auf der „Churfürstlich Sächsischen Weingebürgs-Ordnung" Christian I., die von den Winzern seiner Zeit nur sehr nachläßig befolgt wurden. Knohlls Buch ist, wie wir heute sagen würden, ein Kommentar zu dieser Weinbauordnung, die er durch eigene und fremde Erfahrungen und Beobachtungen ergänzt und zeitgemäß verbessert hat.

Er

Mögen so die Bergbesitzer, auswärtige Bergherren und einheimische Weinbauern mit eigenen Weinbergen das „Klein-Viniculture-Büchlein" mit seinen vielfachen guten Anregungen begrüßt haben, die Winzer, die in Lohn und Brot von Bergherren standen, und die er so hart vornimmt, mögen von dem Buche und seinem Inhalt wenig erbaut gewesen sein. Der Verfasser, der ihre vielfachen Untugenden so rücksichtslos festnagelt, war ihnen gründlich verhaßt. Sie sahen ihn höchst ungern in den ihnen anvertrauten Bergen und an Drohungen, ihn zu verprügeln, scheint es nicht gefehlt zu haben. Es sei ihm, sagt er an einer Stelle, „schon zur Zeit in die Gebürge zu gehen oder zu kommen von solch losen Gesellen Bedrohung mit Schlägen widerfahren".

Knohlls Buch erlebte, wie schon erwähnt, fünf Auflagen, vier davon im Originaltext. Daß es im 19. Jahrhundert sich noch eines großen Ansehens als Weinbaufachschrift erfreute, das beweist, daß es 1848 noch einmal in neuer Fassung von E. V. Dietrich herausgegeben wurde.

Wie lange Knohll in der Hoflößnitz Bergschreiber war, ist, wie auch sein Todesjahr, nicht festzustellen. Sein Name erscheint in den Kirchenbüchern der Kirche Kötzschenbroda fünfmal als Kindtaufsvater von 1662 bis 1668, da die Kurfürstlichen Weinberge damals zum Kirchspiel der heutigen Friedenskirche gehörten. Dann hört man nichts mehr in diesen Archivarien von ihm oder seiner Familie. Möglich ist, daß der Posten eines Bergschreibers in der Hoflößnitz nur wenige Jahrzehnte bestanden hat und wieder eingezogen bzw. mit dem der Bergverwalter vereinigt worden ist.

Zu Knohlls Zeiten sah die Hoflößnitz wesentlich anders aus als heute. Nach der Talseite standen langgestreckte schuppenartige Gebäude, an der Bergseite die Wohnung des Bergschreibers mit dem Preßgebäude und anderen Wirtschaftsbauten. 1688 wurde an Stelle der Schuppen das lange niedrige Gebäude errichtet, das bisher die Gastwirtschaft beherbergte. Es diente ursprünglich als Winzerwohnung und als Kuhstall. Damals wurde auch der Weinkeller unter diesem Gebäude angelegt, der heute die Kreszenzen der städtischen Weinberge aufnimmt. Aus der Zeit Knohlls ist nur das eigentliche Hoflößnitzhaus übriggeblieben, denn die Gebäude der Bergseite stammen aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts und sind nach dem Preßhausbrande von 1824 errichtet worden.

—th.

Wie alt ist der deutsche Weinbau?

Die Meinung, die Römer hätten die Weinrebe an den Rhein und also nach Deutschland gebracht, ist irrig. Schon früher wuchsen in Deutschland Reben. Man hat nämlich alte Gefäße ausgegraben, in denen sich Traubenkerne befanden. Also muß es Reben gegeben haben, deren Früchte müssen auch verzehrt worden sein. Allein es handelt sich um Wildreben, und es kann als gewiß angesehen werden, daß unsere Altvordern das Weinkeltern erst von den Römern gelernt haben, denn die Römer haben am Strom und in den Tälern seiner Nebenflüsse die ersten Weinberge angelegt. Die germanischen Stämme erwiesen sich jedoch bald als sehr gelehrige Schüler. Ihre Kunst sowie die Gunst von Boden und Klima ließen bald einen besonders edlen Tropfen heranreifen. Die römischen Winzer in Italien empfanden den Wettbewerb des germanischen Weines höchst unangenehm, zumal er von vielen in Rom den heimischen Weinen vorgezogen wurde. Sie wandten sich — Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung — deshalb an den Kaiser Domitian, der bestimmte, daß alle Weinstöcke in den germanischen Provinzen gerodet würden.

Diese unfreundliche Anordnung scheint allerdings nicht befolgt worden zu sein, denn unter den Nachfolgern Domitians wird der vorzügliche Wein von Rhein und Mosel besonders gefördert. So wurden die Legionäre in die Weinberge befohlen, um unentgeltlich den Winzern bei ihrer harten Arbeit zu helfen, damit nur ja recht viel des guten Weines nach Rom geschafft werden könnte und auch für die Hofhaltung in Trier bereit stände. Der Kaiser Valentinian —

im 4. Jahrhundert – war als bekannter Feinschmecker auch ein besonderer Freund germanischer Weine. Sein Staatsmann und Hofdichter Ausonius hat in begeisterten Worten die Mosellandschaft und den Moselwein besungen. Die Vorzüge, die wir heute am deutschen Wein schätzen, sind ihm offenbar schon vor 1500 und 2000 Jahren zu eigen gewesen. Die Kunst des Weinbaus und des Kelterns ist am Rhein nie ausgestorben, denn kaum, daß die Völkerwanderung beendet wird, hören wir wieder von Anordnungen für den Weinbau. Der Frankenkaiser Karl förderte ihn vor allem und errichtete auch Musterbetriebe in der Form von Staatsdomänen. Ja, er traf auch Maßnahmen gegen das Panschen und Fälschen! Aus diesen alten Nachrichten ersehen wir, daß der Weinbau schon früh seine Heimstätte am Rhein gefunden hat.

Aus der Kulturgeschichte der Tabakspfeife

Es ist allgemein bekannt, daß Soldaten meist leidenschaftliche „Tobacksbrüder" sind; und der olle Blücher, der sich sogar einen „Piepenmeister" in seinem Stabe hielt, ist gewissermaßen der Schutzpatron aller militärischen Raucher. Mag auch die Mode gewechselt haben, mag der Pfeife die Zigarre, dieser die Zigarette gefolgt sein: immer hat die Tabakspfeife ihre getreuen Freunde behalten. Und man braucht kein Prophet zu sein, um der Wiedereinführung der Pfeife im Heere zuversichtlich entgegenzusehen; denn schon der Weltkrieg zeigte, daß dies Instrument für Leute unentbehrlich ist, die Ablenkung, Aufmunterung, Anregung benötigen, wie es ja für den Soldaten ständig der Fall ist, mag er nun auf der Wachstube, im Graben oder im Ruhequartier liegen. Da gibt die Pfeife — der kleine „Nasenwärmer" wie die „lange Piepe" oder die halblange „Jagdpfeife" — einen Schimmer von Gemütlichkeit auch im größten Dreck! Außerdem hat sie — falls sie gedeckelt ist — den Vorzug, für den naheliegenden Feind unsichtbar zu sein.

Es mag nicht allerorts bekannt sein, daß diese Freundschaft zwischen Soldat und Schmauchgerät sehr viel älter ist als die Entdeckung Amerikas!

Man fand nämlich in keltischen Siedlungen der vorgeschichtlichen Eisenzeit eine bronzene Pfeife; und an anderer Stelle grub man eine keltische Münze aus, die das Bild eines Pfeifenrauchers zeigt! Diese beiden Funde sind wohl einzigartig, was den Werkstoff anbelangt; aber eiserne Pfeifen fanden sich in keltischen Siedlungsgebieten nicht selten; zumal Gallien und Helvetien haben eine ziemlich verbreitete Rauchkultur gehabt, wie diese Pfeifen zeigen, die die typische Form der neuzeitlichen Tonpfeifen besitzen. Bemerkenswert ist es auch, daß in der römischen Kaiserzeit sich in römischen Besatzungsgebieten — Frankreich, Schweiz, Rheinland, Spanien und England — Rauchpfeifen fanden.

Aber was — wird man fragen — rauchten denn die Pfeifenbesitzer? Denn daß der Tabak erst nach der Columbischen Entdeckung zu uns kam, ist doch wohl unbestreitbar! Nun — die Raucher jener Zeit rauchten das, was der Soldat heute noch „Marke Heimat" nennt. Aromatische Kräuter der verschiedensten Art kommen da in Betracht; erhalten haben sich die Tabakersatzstoffe nicht, aber es besteht kein Zweifel, daß je nach Vorkommen z. B. Quendel und Hanf als Duftpflanzen geraucht wurden; das ist umso wahrscheinlicher, als solche Aromatica auch zu kultischen Zwecken und zu medizinischen Räucherungen benutzt worden sind. Daß Lavendel noch im frühen Mittelalter als Rauchmaterial beliebt war, können wir Berichten entnehmen, die darauf hinweisen, daß Lavendelrauch wach hält, also gewiß von soldatischen Nachtposten sehr geschätzt wurde. Aus dem Mittelalter stammen auch zwei „Raucherdenkmäler", die, außer jener keltischen Rauchermünze, als die ältesten europäischen Bildzeugnisse des Rauchens und des Rauchers betrachtet werden dürfen. Das eine ist eine Statue in der irischen Abtei Corcumare; sie stellt einen Mann der Karolingerzeit mit einer Pfeife im Munde dar; das andere ist ein Säulenkapitäl der Kirche zu Hubeville mit dem gleichen Motiv aus dem 11. Jahrhundert.

SLUB
Wir führen Wissen.

Nr. 8 17. Jahrgang Beilage zum General-Anzeiger März 1940

Mühlen in der Lößnitz

Die Romantik der Wind- und Wassermühlen ist in unserer engeren Heimat schon lange entschwunden. Kaum ein Wasserrad dreht sich noch rauschend, die wenigen noch bestehenden Mühlen haben sich auf zuverlässigere Kraftquellen, als sie einst Wasser und Wind boten, eingestellt. Von den meisten Mühlen sind nur noch die Namen übriggeblieben, die, wie besonders im Lößnitzgrunde, der die meisten Mühlen einst aufwies, sich Gaststätten zu eigen gemacht haben. Ganz vergessen aber sind zwei Mühlen unserer Heimat, deren eine in ihrer langen Geschichte von großer Bedeutung für das wirtschaftliche Leben der bäuerlichen Bevölkerung war, die alte Kötzschenbrodaer Schiffsmühle und die spätere Windmühle am Elbdamm. Beide haben der Neuzeit und ihren technischen Errungenschaften weichen müssen und keine Spur ist von ihnen übriggeblieben. Die bekannte Gohliser Windmühle steht noch als Museumsstück einer bei uns längst entschwundenen Zeit und auch die Boxdorfer Windmühle wurde ihrer Zweckbestimmung entkleidet und dient nur noch mit ihrem massiven Rundbau als Aussichtspunkt. Schiffsmühlen gibt es auf unserer Elbe bis weit hinunter nach Wittenberg nicht eine einzige mehr, sie würden bei dem heutigen starken Frachtschiffverkehr nur unliebsame Verkehrshindernisse bilden. Früher gab es allein zwischen Dresden und Meißen eine ganze Reihe solch klappernder Ungetüme auf unserem heimischen Strom. Neudorf besaß eine solche, in Gohlis drehte der Elbstrom das Rad einer Schiffsmühle in nächster Nachbarschaft der Kötzschenbrodaer Elbmühle, und auch bei Kötitz lag eine solche im Strom. Der „Mühlweg" im Stadtteil Zitzschewig, heute „Nach der Schiffsmühle" genannt, hält die Erinnerung an die Kötitzer Schiffsmühle aufrecht.

Die Schiffsmühle zu Kötzschenbroda,

die einst dort lag, wo heute noch das Gemäuer der „Have" in den Strom ragt, hat eine alte, sehr alte Geschichte. Schon im 14. Jahrhundert wird sie erwähnt, und 1420 verschreibt ein Dietrich von Wahnsdorf zwei Schock Zinsen, die er von zwei Schiffsmühlen zu Kötzschenbroda bezog, seiner Gattin als Leibrente. Als 1401 der Grundherr des Dorfes Kötzschenbroda, Fredemann Küchenmeister, dasselbe an den Markgrafen Wilhelm I. verkaufte, schloß er ausdrücklich die „Schiffunge auf der Elbe", also die Schiffsmühle, davon aus,

Später kam die Mühle in den Besitz der Altgemeinde, bis 1569 der Kurfürst August ihr den Mühlenbetrieb zugunsten seiner neuen Hofemühle im Plauenschen Grunde verbot. Zwar fügte sich die Rötzschenbrodaer Altgemeinde nicht ohne weiteres dem kurfürstlichen Befehl, sie strengte einen sechs Jahre dauernden Prozeß gegen den Landesherrn an, erreichte aber nur, daß dieser ihr die Mühle abkaufte. Damit war aber aus der freien Gemeindemühle, in der der Bauer nach Belieben sein Getreide mahlen lassen konnte, eine Zwangsmühle geworden, die den Mahlzwang über die Bauern des Kirchspieles und über die von Kaditz ausübte. Jeder Bauer hatte in ihr die sogenannte „Brödung", eine festbestimmte Menge Getreide, jährlich mahlen zu lassen, gleichviel, ob er diese Menge für die Ernährung seiner Familie brauchte oder nicht. Die Mühle selbst wurde an einen „Amtsmüller" für schweres Geld verpachtet, dessen Einkommen aber durch den Mahlzwang gesichert wurde. 1682 war das Mehlquantum einer jeden über 12 Jahre alten Person ganz willkürlich auf 6 Scheffel Korn festgesetzt. Die Bauernschaft lehnte sich gegen diese Willkür zwar auf und wies darauf hin, daß nicht einmal „der stärkste Mann, geschweige denn eine junge Person, noch weniger Weibsbilder oder Kinder jährlich 6 Scheffel konsumieren könnten", daß auch alte und kranke Leute nicht im entferntesten so viel Brot verzehren könnten, es nützte der Gemeinde nichts, der Mahlzwang auf 6 Scheffel je Kopf wurde aufrechterhalten und wenn auch der Mehlanfall den wirklichen Bedarf um die Hälfte überstieg. Wenn die Bauern noch das überschüssige, zwangsweise gemahlene Mehl hätten in Geld umsetzen können, wäre die Maßregel noch erträglich gewesen, so aber war den Bauern der Mehlhandel ausdrücklich verboten. 200 Jahre lang war die hiesige Schiffsmühle Amtseigentum, und der Amtspachtmüller blieb eine wichtige Persönlichkeit, mit der sich die Bauern gut stellen mußten, wollten sie nicht über Gebühr mit ihrem Mahlgut benachteiligt werden. Das „Metzen" des Mahlgutes verstanden die Pachtmüller zu ihrem Vorteil ausgezeichnet, ohne daß sich die Bauern dagegen wirksam wehren konnten. 1765 erwarb der Niederschänkenwirt Martin Müller die Schiffsmühle gegen ein Erbstandgeld von 5000 Talern und 250 Talern jährlichem Erbzins vom Amte, und mit der Mühle auch den Mühlenbann, der außer dem Mahlzwang auch verschiedene Zwangsdienste einiger Bauern einschloß. So mußten einige Bauern von Lindenau und Naundorf und Häusler von Fürstenhain alljährlich bei Frühlingsbeginn die Schiffsmühle aus ihrem Winterquartier herausschaffen und die „Mühlhaabe" entschlammen, ohne dafür ein Entgelt beanspruchen zu können. 1829 wurde endlich der Mahlzwang aufgehoben, die Bauern waren auch von den Mühlfrondiensten befreit. Das hätte, sollte man meinen, in den Dörfern mit Befriedigung aufgenommen werden müssen. Statt dessen aber sträubten sich vier Naundorfer Bauern ganz entschieden gegen die Befreiung und wollten durchaus ihre Frondienste weiterverrichten.

In den Jahren 1785 bis 1789 wurde der heute noch bestehende große Elbdamm erbaut, um dem fortwährenden Landverluste in der Dorfflur zu begegnen. Die dauernden Abschwemmungen der Ackerkrume, etwa 4000 Quadratmeter verschwanden allein in den sieben Jahren von 1776 bis 1783, verminderten die Steuerkraft des Ortes ganz erheblich, dauernd mußten die Steuern „caduziert" werden, da die besteuerte Fläche immer kleiner wurde. Da entschloß sich das Amt zu dem immerhin kostspieligen Dammbau, der den öfteren Ueberflutungen der Gemeindeflur vorbeugen sollte. Die Elbe wurde regulert. Der Dammbau hatte aber für die Schiffsmühle eine unvorhergesehene Folge. Durch den Damm wurde der Stromstrich völlig verändert und nach dem Cossebauder Ufer zu verdrückt. Die Mühle verlor die zu ihrem Betrieb unbedingt nötige Strömung. Zwar versuchte man diese dadurch auszunutzen, daß man die Mühle am jenseitigen Ufer aufstellte, da sie aber für das rechte Ufer gebaut war, lag auf der anderen Stromseite das Wallschiff mit dem Mühlrade im seichten Uferwasser und hatte auch dort keine genügende Wassertriebkraft. Schließlich, nach mancherlei Umbauten und Bränden, zum letzten Male brannte die Schiffsmühle 1863 ab,

gab man den Mühlenbetrieb auf der Elbe, der gegen die wachsende Konkurrenz der Dampfmühlen nicht mehr aufkommen konnte, in der Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts endgültig auf. In ihrer langen Geschichte hatte die alte Schiffsmühle auch mancherlei Kriegsfolgen zu ertragen. 1813, als die Franzosen in der Lößnitz hausten, ließ sie Marschall Davoust niederreißen, um die Ernährung der feindlichen Heere zu erschweren. Kaum wieder aufgebaut, zerstörten sie die Oesterreicher aufs neue.

Die Kötzschenbrodaer Schiffsmühle ist wie alle ihre Kameradinnen, auf der sächsischen Elbe verschwunden. Nur das alte Müllerhaus auf der Uferstraße, das heute die Nr. 5 trägt, steht noch, wenigen als solches bekannt, als einzige Erinnerung an die Mühle und ihre Müller.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts erhielt die alte Schiffsmühle von ihrem eigenen Besitzer eine Wettbewerberin in der Gunst der Mahlgäste. 1810 erbaute der Niederschänkenwirt Karl Friedrich Müller auf seinem Grundstück am Elbdamm

die Kötzschenbrodaer Windmühle

nach holländischem System. 2000 Taler kostete das neue Mühlwerk. Ob Müller so viel in seiner Schiffsmühle zu tun gehabt hat, daß er ihr noch eine Gehilfin zur Seite stellte, oder ob er die Zeit der Vereisung des Elbstromes überbrücken wollte, in der die Wassermühle stilliegen mußte, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls hat die Windmühle ihre Kollegin an der Elbe nicht wesentlich überdauert. In den siebziger Jahren ist auch sie, und zwar restlos, verschwunden, früher noch hat sie ihren Betrieb eingestellt wie die Gohliser Windmühle, die seit 1888 ihrem Berufe, Getreide in Mehl zu verwandeln, untreu geworden ist. Die Kötzschenbrodaer Windmühle war zu ihrer Bauzeit ein ganz moderner Betrieb mit zwei holländischen Mahlgängen. Unsere alte Kötzschenbrodaer Zeitung erzählt in ihrer ersten Ausgabe vom 13. Dezember 1865, daß die zur hiesigen Schiffsmühle gehörige steinerne Windmühle umgebaut worden sei und ein ganz neues Werk erhalten habe. Sie sei auch um mehrere Ellen erhöht worden, so daß bei Wassermangel oder starkem Frost sie die stillgelegte Schiffsmühle vertreten könne. Der Hinweis, daß der Mühlenturm um mehrere Ellen erhöht werden mußte, läßt den Schluß zu, daß sie nicht immer genügenden Treibwind hatte. Das unweit von ihr stehende Gebäude des „Goldenen Ankers", der alten Niederschänke, mag ihr zeitweise die nötige Luft weggenommen haben. Aber wie die Schiffsmühle, konnte auch sie gegen die Dampfmühlen unserer Gegend nicht aufkommen und stellte schließlich ihren Betrieb ebenfalls ein. Ende der siebziger Jahre vernichtete ein Schadenfeuer den Mühlenbau, der schließlich restlos abgetragen wurde. —th.

Hans Kohlhase und seine Fehde gegen Kursachsen

Vor 400 Jahren, am 22. März 1540, wurde in Berlin der Kaufmann Hans Kohlhase hingerichtet, der durch seine Fehde mit Kursachsen und als Vorbild zu Kleists „Michael Kohlhas" berühmt geworden ist.

Kohlhase reiste 1532 mit einer Wagenladung Speck und Heringe von Berlin nach Leipzig und wurde in der Nähe von Delitzsch von sächsischen Bauern angefallen. Man nahm ihm seine Pferde weg und führte sie einem Ritter von Zaschwitz zu. Alle Versuche, den sich anschließenden Prozeß zwischen Kohlhase und Zaschwitz durch einen Vergleich zu Ende zu bringen, schlugen fehl. Die beiden Parteien beharrten stur auf ihrem Rechtsstandpunkt. Der Berliner forderte eine hohe Summe Schadenersatz. Der Ritter war zwar zur Herausgabe der Pferde bereit, berechnete aber viel Futtergeld für ihren Unterhalt. Schließlich mischten sich die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen in den Streit, ohne ihn allerdings schlichten zu können. Als er sich immer länger hinzog, bat Kohlhase Luther um ein „Gutachten" Der Reformator riet ihm, er solle sich fügen, was aber durchaus nicht nach Kohlhases Art war. Als er auf

dem ordentlichen Gerichtsweg seinen Rechtsanspruch nicht erreichen konnte, sagte er dem Ritter von Zaschwitz und Kursachsen 1535 Fehde an und begann seinen „Feinden" durch Raub und Brand Abbruch zu tun. Besonders hatte Wittenberg unter seinen Ueberfällen zu leiden. Fast fünf Jahre lang war Kohlhase mit seinen Kumpanen — er führte seinen Krieg gegen Kursachsen nur mit vier, fünf Genossen — der Schrecken des sächsisch-brandenburgischen Grenzstrichs.

Er verfocht anfangs sein Recht noch so geschickt, daß ihn Joachim I. von Brandenburg gewähren ließ und das Ansuchen des Kurfürsten von Sachsen, gegen ihn einzuschreiten, zurückwies. Als Kohlhase aber die Unterstützung seines Landesherrn erzwingen wollte, sah sich Joachim doch gezwungen, dem Treiben ein Ende zu machen. Er ließ ihn gefangennehmen und am 22. März 1540 in Berlin hinrichten.

Die Eibe im Volksglauben

Wenn man nicht genau hinsieht, könnte man die Eibe mit der Edeltanne verwechseln. Aber sie wächst ungleich langsamer und hat darum auch ein ungleich härteres und wertvolleres Holz als diese. Die Eibe ist leider fast völlig ausgerottet, und nur vereinzelte Eibenbäume stehen noch da und dort, wo sie dem Naturdenkmalschutz ihr Dasein verdanken.

Und dabei hat gerade die Eibe von allen Nadelbäumen des deutschen Waldes die meisten volkstümlichen Beziehungen. Sie stand von ihnen allen unseren Vorfahren dereinst am nächsten. Die heute als „Weihnachtsbaum" volkstümlich gewordene Fichte ist in dieser Eigenschaft bei uns früher unbekannt gewesen. Die Föhre hat im Volksglauben nie eine besondere Rolle gespielt. Die Eibe hingegen war nach Cäsars, des römischen Feldherrn, Bericht zur Römerzeit bei uns weit verbreitet und kam auch im Mittelalter noch in großer Zahl vor. Funde aus den Schweizer Pfahlbauten zeigen, daß das Eibenholz schon zur Steinzeit zu allerhand Geräten verwendet wurde. Allerdings galt sie zu allen Zeiten für giftig, und man glaubte, daß Weintrinken aus Eibenholzbechern tödliche Vergiftungen bewirke, ja, wer unter einer Eibe schliefe, erwache nie mehr. Dies und die dunkle düstere Färbung der immergrünen Nadeln hat ihr wohl die Bezeichnung „Totenbaum" eingetragen. Er wird heute noch, besonders in Irland, auf Friedhöfen häufig gepflegt. Im Volksglauben und in Sagen und Märchen spielt die Eibe die Rolle des schutzgebenden Baumes. In Thüringen werden an manchen Orten aus diesem Grunde Eibenzweige in allen Räumen von Haus und Stall angenagelt. Es ist bedauerlich, daß heute dieser mit dem Leben unserer Vorfahren so eng verwachsene Baum, dessen Nutzwert übrigens unbestritten ist, fast völlig ausgerottet ist.

Die Pflanze im Volksleben

Die deutsche Sprache ist reich an Ausdrücken und Wortbildern, die beweisen, wie der deutsche Mensch von jeher eine innige Lebensgemeinschaft mit der Pflanze pflog. Man redet von „blühendem Leben", sagt „ein Mensch wie ein Baum", „verborgen wie ein Veilchen", „rein wie die Lilie", „knorrig wie eine Eiche", „kernfest", „tannenschlank", „grünende Hoffnung" usw. In der Steiermark schüttet man das erste Badewasser eines Knaben unter einen Apfelbaum, das eines Mädchens unter einen Birnbaum. Solange der Baum gedeiht, so glaubt man, gedeiht auch das Menschenkind, dem nun dieser Baum gehört. Auf vielen Dörfern ist es üblich, bei der Geburt eines Kindes einen Baum oder einen Haselstrauch zu pflanzen, den „Lebensbaum" des Kleinen. Anderwärts gibt es „Familienbäume", an deren Bestand man das Wohl der ganzen Familie geknüpft glaubt, und die große Verehrung genießen.

Die Elbaue

Blätter für sächsische Heimatkunde

Nr. 4 17. Jahrgang Beilage zum General-Anzeiger April 1946

Die Mühlen des Lößnitzgrundes

Von der ältesten Mühle unserer engeren Heimat melden uns keine Dokumente. Weiß man von den übrigen Mühlen meist das Erbauungsjahr und die Daten ihrer Geschichte, so schweigt jede schriftliche Ueberlieferung über diese älteste Mühle, die heute noch vorhanden und — im Heimatmuseum der Hof-lößnitz aufbewahrt wird. Anderthalb Jahrtausende alt mag sie sein und aus einer Zeit und Kultur stammen, die noch keinerlei Kenntnis von der Verwertung der Naturkräfte des Wassers und des Windes hatten. Jene älteste Mühle ist eine steinerne Handmühle, ein primitives Gerät, mit dem sorbische Siedler, die wenige Jahrhunderte in der Elbaue saßen, ihr Getreide zu grobem Mehl zerrieben, aus dem sie ihre flachen Brote buken. Aber merkwürdig! Gerade jener Grund unseres heimatlichen Höhenzuges, an dessen Wässerchen sich einst die meisten Wassermühlen ansiedelten, der Lößnitzgrund, hat in seinem Talboden uns auch diese vorgeschichtliche steinerne Handmühle aufbewahrt und sie uns als Zeuge einer fernen Zeit wiedergegeben.

Ein gewaltiger Sprung über die Jahrhunderte hinweg ist es, der uns von jener Zeit, in der fleißige Frauenhände die alte steinerne Mühle bewegten, bis zu den Tagen, in denen uns die erste Kunde von Wassermühlen am Lößnitzbache gegeben wird. Zuerst wird die Mühle zu Serkowitz, die alte Talmühle, die schon lange ihren Betrieb eingestellt hat, in den Archivalien genannt. Am 5. Mai 1337 übereigneten die Besitzer des Dorfes mit verschiedenen anderem dessen Mühle dem Meißner Stift. Dann wird 1461, ohne daß man weiß, um welche von den Mühlen im Lößnitzgrunde es sich dabei handelt, ein Hans Graupner „in der mole under Waynstorff im (Lößnitz-) grunde gesessen", gelegentlich eines Zinsverkaufes an den Dompropst Dietrich von Schönberg zu Meißen von einem Weinberge bei Lindenau, genannt „Dy Landiskrone", der Name besteht heute noch hinten im Kroatengrunde, erwähnt. Wenn man diese Mühle von 1461 heute lokalisieren will, hat man die Wahl zwischen der Grundmühle und der verschwundenen Bönitzmühle, an deren Stelle heute das Elektrizitätswerk Niederlößnitz steht.

Beide Mühlen werden auf der Karte von 1570 des Markscheiders Georg Oeder erwähnt, die eine, die Grundmühle, als „Urban Genzers mül", die andere, die Bönitzmühle, als „Carlowitzmül Elias Lotters". Die Grundmühle hat ihren Mühlencharakter bis auf den heutigen Tag gewahrt, wenn sie sich auch längst von der unzuverlässigen Wasserkraft des Lößnitzbaches freigemacht und gleichmäßigeren Kraftquellen zugewandt hat. Zur alten Grundmühle mag früher auch ein Teil des heutigen Hoflößnitzgeländes gehört haben, ein Weinberg, der zwar Ende des 16. Jahrhunderts schon im Besitz des Kurfürsten war, aber immer noch den Namen „Der Mühlberg" trug. So nennt ihn auch die Oederkarte von 1570. Die Grundmühle muß durch einige Generationen hindurch im Besitz der Genzer-Familie gewesen sein. Dr. Bachmann erwähnt in seinem vor kurzem erschienenen Buche „Kreyern" einen Brief des Thomas Genzer, „Müller underm Lösnitzgrunde", den dieser an den Kurfürsten in einer Streitsache mit dem Besitzer der Bönitzmühle, dem kurfürstlichen Amtmann Friedrich von Carlowitz, geschrieben hatte.

Mit der Wasserkraft des Lößnitzbaches hatte es stets eine besondere Bewandtnis. Seit in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Dippelsdorfer Teich angelegt wurde, führten die Müller des Lößnitzgrundes einen steten Kampf mit den Teichpächtern um das nötige Betriebswasser. Das überschüssige Wasser des Teiches reichte nur selten zum vollen Mahlbetriebe aus, und nur wenn der Teich vor dem Fischen abgelassen wurde, konnten die Müller ihre Anlagen voll ausnutzen. Dauernd gab es Beschwerden und Streitigkeiten wegen des Wassers und schließlich stellte eine Mühle nach der anderen im Lößnitzgrunde ihren Mahlbetrieb ein. Hatten die sieben Müller am Lößnitzbach schon mit dem Wasser ihre liebe Not, so machte ihnen der Mühlenbann der umliegenden Amtsmühlen in alten Zeiten vollends das Leben sauer. Dippelsdorf, für das die Lößnitzgrundmühlen am bequemsten gelegen gewesen wären, hatte seine „Brödung" in der Schiffsmühle zu Kötitz mahlen zu lassen, die Dörfer des Kirchspiels Kötzschenbroda waren in die dortige Schiffsmühle gewiesen, Radebeul gehörte zur Gohliser Elbmühle u. s. f. Auch gegen diese Beeinträchtigung ihres Erwerbs kämpften die Lößnitzgrundmüller vergebens. Beim Serkowitzer Talmüller kam noch hinzu, daß jedes Elbhochwasser ihm durch Rückstauung des Lößnitzgrundbaches den Mühlenbetrieb unmöglich machte.

Zwischen der Talmühle und der Grundmühle lag noch eine andere Mühle, die Jägermühle, an die heute nur noch ein Straßenname Radebeuls erinnert. Sie stellte Ende der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts ihren Betrieb sowohl als Mahl- wie auch als Schneidemühle ein. Ihren Namen trug sie nach einer Besitzerfamilie Jäger. Heute ist die Jägermühle fast ganz verschwunden. Sie wurde zum Teil abgebrochen, als man auf ihrem Gelände ursprünglich ein Kraftwerk errichten wollte, ein Projekt, das jedoch nicht zur Ausführung kam.

Die Bönitzmühle, heute das Elektrizitätswerk, in den Karten des Georg und des Matthias Oeder die „Carlowitzmül" genannt, war, wie erwähnt, um 1538 Eigentum des kurfürstlichen Amtmannes Friedrich von Carlowitz, der sie, wie die Kartenbezeichnung „Elias Lotters mül" von 1570 schließen läßt, verpachtete. Von den alten Mühlgebäuden, deren letzter Besitzer sie an die Vorgängerin des heutigen Elektrizitätswerkes, die Firma Kummer & Co. in Niedersedlitz, verkaufte, ist heute nichts mehr vorhanden. 1902 stand noch das alte Müllerhaus, ein schlichter, einstöckiger Fachwerkbau, und wurde von dem jungen Elektrizitätswerke als Lagerhaus benutzt. 1903 verschwand dieser Ueberrest der alten Bönitzmühle und mußte einem Neubau, dem heutigen Lagerhaus, weichen.

Wer heute die bekannte und am meisten besuchte Gaststätte des Lößnitzgrundes, die „Meierei", aufsucht, kommt wohl kaum auf den Gedanken, daß auch hier eine der alten Lößnitzmühlen gestanden hat. Und doch ist es erst einige

50 Jahre her, daß auch diese Mühle, die nach einem früheren Besitzer Johann Christian Schmiedchen „Schmiedchenmühle" genannt wurde, ihren Betrieb als Mahl- und Schneidemühle einstellte und zu der heute noch bestehenden Gaststätte wurde. Auch hier verschwanden die alten Mühlgebäude, um Neubauten Platz zu machen. Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war die Schmiedchenmühle Besitz der bekannten Baumeister Gebrüder Ziller in Oberlößnitz, die zuerst die alte Lößnitzgrundmühle zu einer bescheidenen Gaststätte ländlicher Art umwandelten. Sie verpachteten das Mühlengut zunächst an F. E. Kramer, der am 1. April 1882 die Eröffnung der „Maierei", damals noch mit „ai" geschrieben, anzeigte. Der Meiereiname hatte seine Berechtigung, da man in der neuen Gaststätte ein Glas guter Milch aus der eigenen Landwirtschaft derselben erhielt. Auch der ursprüngliche Mühlenbetrieb war in bescheidenem Umfange beibehalten und demselben eine Bäckerei angefügt worden. Lange hat Kramer die Meierei nicht bewirtschaftet. Schon am 1. April 1885 zeigt Friedrich Mittag die pachtweise Uebernahme derselben an, der zunächst den bisherigen Zustand der Meierei als Oekonomie, Mühle und Bäckerei neben der Schankwirtschaft beibehielt. 1889 erscheint ein gewisser Clauß als Pächter, 1895 Wilhelm Michael. 1897 erwarb Franz Ernst das Meiereigrundstück von Gebrüder Ziller käuflich und stellte die bisherige ländliche Wirtschaft ausschließlich auf modernen Betrieb um. Er ist der eigentliche Gründer der heutigen Meiereigaststätte. 1899 wird Oskar Gaumnitz als Besitzer der Meierei angeführt, von dem es 1919 sein Schwiegersohn Curt Neumann übernahm. Heute führt seine Witwe die namentlich im Sommer vielbesuchte Gaststätte weiter, die in nichts mehr an den ursprünglichen Mühlenbetrieb erinnert. Nur der alte Mühlteich, heute ein Gondelteich, zeugt noch davon, daß sich einst auch in der Meierei das Mühlrad, getrieben vom Lößnitzbache, drehte und die Mühlsteine und die Brettsäge des alten Müllers Schmiedchen in Bewegung setzte. Die Schmiedchen-Mühle mag eine von den drei Mühlen gewesen sein, die schon 1547 als „im Reichenberger Grunde gelegen" erwähnt werden. Noch heute gehört ja die Meierei und ihre Nachbarin bachaufwärts gemeindepolitisch zu Reichenberg. Auf der schon öfter erwähnten Oederkarte von 1570 wird die alte Schmiedchen-Mühle als „Iltzschens Mohle" mit dem Zusatz „Wenzel Meisters Mol" aufgeführt, ein Hinweis auf die ältesten bekannten Besitzer des heutigen Meiereigrundstückes.

Die nächste Nachbarin der Schmiedchen-Mühle bachauf ist die schon genannte Schefflermühle. Am Ausgang des 16. Jahrhunderts wird sie als „Tillmanns-Mohle" aufgeführt. Die Schefflermühle trägt ihren Namen seit rund zweihundert Jahren, eine unter den Mühlen des Lößnitzgrundes, die so oft ihre Besitzer wechselten, einzig dastehende Tatsache. Seit 1739 befindet sich das Mühlengrundstück, in dem heute noch das alte Schneidemüllergewerbe betrieben wird, im Besitz der Familie Scheffler. Der Vorfahr der heutigen Besitzer, Christian Scheffler, kaufte im genannten Jahre das wüstliegende Mühlengrundstück einem Elias Michel für 300 Gulden ab, baute die Mühle wieder auf, und zwar nach erhaltener Konzession als Schneidemühle.

Als letzte Mühle im Lößnitzgrund liegt hinter der Schefflermühle noch die heutige Kaisermühle, die diesen Namen seit 1910 trägt. Die erste Nachricht über diese Mühle stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Um 1750 wird sie erbaut worden sein. 1835 ist Gottlieb Ortmann Besitzer und als Ortmannmühle war sie noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts bekannt, als die Müllerei in den ersten Jahren desselben eingestellt wurde. Die Ortmann-Mühle sollte Fabrikgebäude werden, angeblich wollte man Reißzeuge fabrizieren. Das Projekt zerschlug sich aber. 1908 brannte das Mühlgebäude ab und erstand erst wieder 1910 als Gaststätte, die den Namen ihres Vorbesitzers Kaiser trägt. Das idyllisch gelegene Gasthaus, seit 30 Jahren im Besitz der Familie Lukas, ist mit seiner reizvollen Waldumgebung ein im Sommer gern besuchtes Ausflugslokal

der Umgebung und des nahen Dresdens geworden, das ebenfalls kaum mehr an seine alte Eigenschaft als Mühle erinnert. Auf ihrem Grunde steht übrigens ein ehrwürdiges Naturdenkmal, einer der ältesten Bäume des Friedewaldes, zu dem ja das Gelände der Kaisermühle zu rechnen ist. Es ist die mächtige Steinlinde hinter dem Hauptgebäude am Berghange, die einen Stammumfang von rund fünf Meter hat. Mehr als 400 Jahre wird der breitausladende Baum gesehen haben, hat die alte Ortmann-Mühle entstehen und vergehen sehen, sah Mühlenpoesie und Mühlennot an sich vorüber ziehen. Heute ist er ein sorglich gehütetes Denkmal einer Zeit, aus der man die erste Kunde hat von den Mühlen im romantischen, waldumrauschten Lößnitzgrunde. —th.

—:—

Der Paracelsus des Sachsenlandes

In Leipzig, in den Anlagen des Richard-Wagner-Platzes, steht ein Denkmal, das auf einem Sockel einen würdigen Greis in nachdenkender, in sich versunkener Haltung zeigt. Der Kopf ist sinnend geneigt, eine Tafel liegt auf seinen Knien und die Hände führen einen Griffel. Und auf einer Bronzetafel liest man den Namen dessen, der einer der größten deutschen Aerzte gewesen ist: Friedrich Samuel Hahnemann, der Begründer der homöopathischen Heilmethode. Ein Sachse, ein Meißner, ist er gewesen, ein Schüler von St. Afra, ein Student der Leipziger Alma mater und ein treuer Sohn dieser Stadt, den es trotz seiner seltsamen Wanderfahrten, die ihn kreuz und quer durch Deutschland und endlich nach Paris führten, immer wieder an diese deutsche Lehr- und Forschungsstätte zurücktrieb. Wer war Hahnemann? Ein medizinisches Genie von derselben Besessenheit und Forscherleidenschaft wie der andere große deutsche Arzt: Paracelsus. Wie dieser ein ruhelloser Wanderer, der erst spät sein Genüge findet, wie dieser ein unerschöpflich produktiver gelehrter Schriftsteller, wie dieser in ewigem Kampf gegen Schulwissenschaft und Neid der Kollegen, wie dieser ein unerschrockener Fechter für das Leben gegen den Tod und ein gläubiger Verehrer der einzigen Heilkraft, die es gibt, der Natur. Denn das war sein Grundsatz: Similia similibus, d. h. wörtlich: „Aehnliches mit Aehnlichem". Aehnlichen Krankheiten mit ähnlichen Krankheiten entgegenzuwirken, die man im befallenen Organismus auslösen muß. Er war somit der Erste, der den positiven Sinn der Krankheit erkannt hatte, der gelernt hatte, daß zu jedem Gift auch sein natürliches Gegengift gehört, das die Wirkungen des Ersteren aufheben kann. Das ist die in seinem Hauptwerk „Organon" niedergelegte Lehre der Homöopathie, der Grundsatz, eine Krankheit durch eine ihr ähnliche, im Körper gegen sie erregte Gegenkrankheit zu heilen — zu einer Zeit, als sich die Arztkunst fast nur in Aderlaß, Purgieren und Gebrauch künstlicher, hochgradiger gifthaltiger, unnatürlicher Medikamente erschöpfte, ein unerhörter Gedanke. Er ist es auch gewesen, der zuerst eine allgemeine Verbesserung der hygienischen Verhältnisse für die Voraussetzung erfolgreicher medizinischer Arbeit erklärte und als Erster unternahm, die Geisteskrankheiten wissenschaftlich zu beobachten, der auch den ersten Heilerfolg auf diesem Gebiete hatte. Es ist nach mancherlei Schicksalen voller Rückschläge und Mißerfolge, voller Unrast und Wanderschaft, Hahnemann die schönste Krönung des Lebens beschieden gewesen: die Ausführung seines in der Jugend gefaßten genialen Planes und seine immer mehr sich durchsetzende Anerkennung. Im Pariser Friedhof Pere Lachaise ruhen seine sterblichen Ueberreste, sein Unsterbliches aber lebt fort und wird fortleben in der Arbeit und Tradition der deutschen Medizin. Ist es doch die durch den Nationalsozialismus erneuerte deutsche Heilkunde, die dem naturnahen und volksverbundenen Denken dieses großen Arztes die Stellung gesichert hat, die ihm gebührt!

Dr. Gerhart Werner.

Die Elbaue

Blätter für sächsische Heimatkunde

Nr. 5 17. Jahrgang Beilage zum General-Anzeiger Mai 1940

Feuerschutz in der Lößnitz in alter Zeit

Der Ausbruch eines Feuers in einer Stadt und noch mehr in einem ländlichen Gemeinwesen war ein Ereignis, das zutiefst in das Leben unserer Vorfahren eingriff. Während heute ein ausbrechender Brand oft kaum von der Oeffentlichkeit bemerkt, dank unserer vorzüglich organisierten Feuerlöschpolizei in den allermeisten Fällen schon im Keime erstickt wird und nur unter ganz besonders ungünstigen Umständen größere Ausdehnung annimmt, zitterten unsere Altvorderen beim Ausbruch des kleinsten Feuers, bei jedem aufziehenden Gewitter vor der Möglichkeit, daß der niederzuckende Blitzstrahl eins oder das andere der Bauernhäuser in Flammen setze, oder daß ein fahrlässig verursachter Brand seine Nachbarschaft, ja unter Umständen das ganze Dorf, in Mitleidenschaft ziehen könne. Die überaus leichte Bauart der Bauernhäuser, ihre weiche Bedachung mit Stroh oder Schindeln und die primitiven Bekämpfungsmöglichkeiten eines Feuers ließen oft, sehr oft, einen Brand, der uns heute unbedeutend erscheinen würde, zu einer Katastrophe auswachsen. Die Chronik unserer Lößnitzgemeinden meldet oft genug von derartigen Brandkalamitäten, die ganze Ortsteile, ja nicht selten ein ganzes Dorf in Schutt und Asche legten. Man braucht nicht zu dem historischen Totalbrande Kötzschenbrodas während des 30jährigen Krieges zurückzugehen, der am 14. März 1637 ebenso wie zweihundert Jahre früher, am 22. September 1429, während des Hussiteneinfalles den ganzen Marktflecken vernichtete. Das waren gewaltsam herbeigeführte Katastrophen, Folgen von Kriegen, die auch mit den damals vorhandenen Feuerschutzmitteln nicht abzuwenden waren. Auch die späteren Jahrhunderte waren reich an umfangreichen Bränden. 1672 sanken in Kötzschenbroda durch ein im heutigen „Goldenen Anker" entstandenes Feuer 55 Gebäude der sogenannten Sommerseite bis zur Vorwerkstraße in Trümmer, 1724 waren es 48 Baustätten, die dem Feuer zum Opfer fielen, 1744 brannten infolge Blitzschlages die Bauernhöfe zwischen dem heutigen Ankeschen Grundstück und der alten Schule bei einem nächtlichen Gewitter ab. Drei Jahre später ging am 14. März 1747 wieder die ganze Nordseite Altkötzschenbrodas mit 35 Gebäuden in Flammen auf. 1774 fielen am 29. März 30 Gebäude einem in der Niederschänke aus-

gebrochenen Feuer zum Opfer, und das beginnende 19. Jahrhundert brachte 1805 den letzten Großbrand des Marktfleckens, der 58 Wohngebäude und 32 Scheunen einschließlich der 11 mit abgebrannten Häuser Fürstenhains vernichtete. Naundorfs Brandchronik verzeichnet außer kleineren Schadenfeuern die Großbrände von 1772, 1784. Bei letzterem wurden durch Blitzschlag 15 Gehöfte der sogenannten großen Seite vernichtet, und die gewaltige Katastrophe vom 29. Juli 1822 legte in kurzer Zeit 36 Gehöfte, also den größten Teil des Dorfes, in Schutt und Asche. Auf diesen Brand soll später noch einmal zurückgekommen werden, da er typisch für die Entstehung ähnlicher Großbrände in früherer Zeit ist. Wesentlich weniger wurden die anderen Lößnitzgemeinden Zitzschewig, Lindenau, Radebeul von Großbränden heimgesucht. Die eigentlichen Lößnitzgemeinden Ober- und Niederlößnitz haben bei ihrer zerstreuten Bauweise so gut wie keine wesentlichen Brände zu verzeichnen, eine Tatsache, die die Gemeinden in älterer Zeit auch in der Beschaffung von Feuerlöschgeräten fahrlässig werden und sich bei gelegentlichem Ausbruch von Schadenfeuern auf die Hilfe der Nachbargemeinden verlassen ließ. Zitzschewigs größter Brand, der den größten Teil des alten Dorfes in Asche legte, war der vom 15. Mai 1790. Damals wurde auch das Gemeindearchiv mit vernichtet, so daß man auf den Umfang des Brandes nur aus der Summe des Brandschadens Rückschlüsse ziehen kann. Er wurde mit 12 600 Talern; etwa 90 000 Mark heutigen Geldwertes, angegeben.

Während noch vor etwa einem Jahrzehnt der Ausbruch eines Feuers in den Gemeinden, aus denen Radebeul sich zusammensetzt, durch die Hornsignale der Feuerwehr auch den Unbeteiligten bekannt wurde, die die Wehrmänner zum Gerätehause riefen, verläuft heute ein Feueralarm ohne jeden Lärm. Ein Hebeldruck in den in den Polizeiwachen untergebrachten Meldeanlagen weckt je nach Bedarf die Wehrleute eines oder mehrerer Löschzüge durch Glockensignale in ihren Wohnungen, und nur die Hupentöne der ausrückenden Abteilungen künden der Oeffentlichkeit, daß irgendwo die Hilfe der Feuerwehr nötig ist. Anders in alter Zeit. Da klang der Ruf „Feuerio!" durch die Dörfer und schreckte die Bewohner auf. Nachts hatte der Nachtwächter die Pflicht, durch Hornblasen die Schläfer zu wecken. Es wurde „gestürmt"; der Dorfküster mußte so schnell wie möglich die Feuerglocken läuten. Die kurfürstliche Feuerordnung von 1775 für die Dörfer schreibt ausdrücklich vor, daß jeder, der den Ausbruch eines Feuers gewahr wurde, verpflichtet war, „alsobald durch Feuerschreyen und sonstiges Lermen-Machen die Leute zu allarmiren", andernfalls er Geld-, Gefängnis-, ja nach Befinden Zuchthausstrafen zu gewärtigen habe. Die Nachtwächter hatten bei Nacht an die Türen und Fensterläden zu klopfen, um die Leute zu wecken. Die Gemeindehirten waren verpflichtet, „mit ihren Hörnern stark zu blasen und damit die Leute aus dem Schlafe aufzuwecken". 1861 waren in Kötzschenbroda als Feuersignale noch vorgeschrieben bei Bränden im Orte abwechselnde Schläge an die große, mittlere und kleine Glocke der Kirche, bei Bränden in der näheren Umgebung solche an die mittlere und kleine Glocke. Der Nachtwächter hatte Brände innerhalb des Dorfes durch andauerndes Hornblasen, auswärtige durch je drei Hornstöße zu signalisieren. Das Stürmen mit den Glocken und das Hornblasen schrieb schon die Feuerordnung Johann Georg II. 1662 auch für die Residenzstadt Dresden vor.

Der ländliche Feuerschutz, wie ihn das Feuermandat von 1775 vorschrieb, war in ganz besonderem Maße ein vorbeugender. Wie heute die Baupolizei bei Errichtung neuer Gebäude Vorschriften für die Feuersicherheit erläßt, so schon vor 200 und mehr Jahren. So erließ 1491 Herzog Albrecht für Dresden, nachdem die Stadt von einem großen Brande heimgesucht worden war, eine Bauordnung, die von den Bauherren verlangte, daß sie statt in der bis dahin bei Privathäusern meist üblichen Lehmfachwerkbauweise mindestens „eines Gemachs hoch steinern bauen und mit Ziegeln decken sollen. Wer aber „zweyer Gemach hoch wird steynern bauen, den soll man mehr stattliche (städtische) Hülfe tun", nämlich mit billigem Holz, Ziegeln usw. Bei den Gassenfronten der Häuser

verlangte Herzog Albrecht alles in Stein ausgeführt, von den Vermögenden wurde erwartet, daß sie auch die Hofseiten der Gebäude und die Ställe in Ziegeln ausführen lassen sollten.

Auf dem Lande ließ sich eine solche Vorschrift freilich nicht durchführen. Lehmfachwerk blieb bis weit in das 19. Jahrhundert hinein die auf den Dörfern gebräuchliche Bauweise, nur verlangte man 1775 unbedingt steinerne Brandmauern an allen Feuerstätten, Oefen und Herden. Bezeichnend für die übliche Bauweise auf dem Lande ist die Vorschrift des Mandats von 1775, daß Feueressen weiterhin nicht mehr in Holz aufzuführen, sondern ausschließlich in Ziegeln zu errichten seien. Daß den damals noch offenen Herden, den Stubenöfen usw. ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde, ist selbstverständlich. Verpönt waren in den Küchen Holzdielen, für diese Räume waren entweder Lehmestrich, Ziegel- oder Plänerfußboden vorgeschrieben. Harte Bedachung wie in Dresden konnte man auf dem Lande nicht zwangsweise durchführen. Man mußte es schon bei der Strohbedachung, bestenfalls bei Schindeln, belassen, und erst die neuere Zeit schuf in dieser Beziehung Wandel. Vereinzelt erhielten sich Strohdächer in unserer Gegend bis in die Gegenwart. In Moritzburg verschwand das letzte Strohdach erst in den letztvergangenen Jahren. Es war das Dach einer am Wege nach Dippelsdorf stehenden Scheune. Vielfach sieht man noch heute in den Höfen der alten Bauerngüter hohe Laubbäume stehen. Auch diese galten dem Feuerschutz. Sie sollten im Sommer, in dem Brände besonders gefährlich waren, das Flugfeuer aufhalten. Das Feuermandat von 1775 fordert die Anpflanzung solcher Bäume. Nußbäume wurden wegen ihres dichten Laubes ausdrücklich empfohlen. Daß der Umgang mit Feuer und offenem Licht vorsichtig zu geschehen habe, war eine Kardinalforderung der alten Zeit. Die noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts als Beleuchtungsmittel vereinzelt gebräuchlichen Kienspäne durften nur in den Wohnstuben und dort nur in den dafür vorhandenen Kaminen benutzt werden.

Ein solcher Kienspankamin hat sich in Kötzschenbroda noch in dem Tischler Betterschen Grundstück, der ehemaligen Kirchschule, erhalten, meines Wissens der einzige, der noch vorhanden ist. Amüsant ist auch die Bestimmung des § 20 der erwähnten Feuerordnung, die besagt, daß man auf die Katzen besonders achten und nicht zulassen solle, daß sie sich in die Oefen oder auf den warmen Herd legten. Kinder spielen gern mit Feuer und Feuerzeug, das ist heute so und war in alten Zeiten nicht anders, sie sind und waren oft genug fahrlässige Brandstifter. Deswegen wurde 1775 bestimmt, das alles offene Feuer im Hause zu löschen und das Feuerzeug zu verschließen sei, wenn man Kinder allein und ohne Aufsicht im Hause lassen mußte. Das Anwärmen der Betten durch heiße Steine oder durch mit Kohlen gefüllte Gefäße (!), sogen. Feuergiecken, verbot der § 31 ganz ausdrücklich. Feuergiecken benutzten die Bauernfrauen auch gerne im Winter in den kalten Kirchen, eine Sitte, die in einem Berichte der Amtleute an den Kurfürsten über im Lande vorgefallene Brände 1745 erwähnt und gerügt wird. Das Tabakrauchen stand bei unseren Vorfahren sehr in Verruf, nachdem es sich „in erbärmlichen Kriegsläuften auch bei den Bauern" eingeschlichen hatte, wie es 1650 einmal heißt. Anfänglich überhaupt verboten, war es später nur in den Wohnstuben nachgelassen. In Ställen, Kammern, auf den Höfen war Rauchen streng verboten, ebenso in den Dorfgassen. „Auch ist in den Wein-, Bier- und Brandweinhäusern mit brennender Pfeife im Hause herumzugehen, niemand zu gestatten" heißt es 1775.

Daß man sich in dem öfter erwähnten Feuermandat auch um die Kochkünste der Bauernfrauen kümmerte, das liest man in dessen 39. Absatz. Da heißt es u. a.: „Wie denn auch bey Zubereitung des Specks zu Sallat und anderen Speisen alle Vorsicht anzuwenden, der Speck, ehe der Essig hinzugegossen wird, von dem Feuer abzurücken und mit Mehle zu bestreuen, dergleichen Verrichtung aber Kindern oder nachlässigen oder solchen Leuten, die damit nicht umzugehen gewußt, nicht anzuvertrauen ist." Diese Vorschrift hatte ihren sehr

guten Grund. Brennender Speck fliegt bekanntlich gern raketenartig hoch. Und da man früher offenes Herdfeuer unter einem weiten Rauchfang benutzte, lag die Gefahr nahe, daß mit dem Feuer in Berührung kommender Speck durch die Esse auf die Strohdächer flog und so Ursache zu Bränden wurde. Das geschah 1822 in Naundorf. Dort bereitete eine Bauernfrau im Grundstück Altnaundorf Nr. 3 am 22. Juni, während fast alle Ortseinwohner auf dem Felde waren, Salat mit Speck, den sie fahrlässigerweise mit dem Feuer in Berührung brachte. Explodierende Speckstücken flogen durch die weite Esse auf das Strohdach, das, dürr durch die sommerliche Hitze, sofort in Flammen aufging. Der an diesem Tag herrschende Wind trieb das brennende Stroh auf die anderen Dächer und in kurzer Zeit stand der ganze Ort bis auf wenige Häuser am Nordausgang in hellen Flammen. Nur die alte Schule am Dorfteiche, die heute noch steht, blieb damals von dem Feuer verschont.

(Fortsetzung folgt.) 21

Der Ursprung des Kegelspiels

Aus einer alten Chronik

Ueber den Ursprung des Kegelspiels gibt es folgende Historie: Um das Jahr 1285 kam auf dem Herrenhof Gailnau südlich von Rothenburg ob der Tauber ein Knäblein zur Welt. Der blonde Diether wuchs zu einem frischen Knaben heran. An seinem Vater fand er den Lehrmeister ritterlicher Tugenden. Schon um die Jahrhundertwende begann Diether ein reckenhafter Jüngling zu werden, der es an Gewandtheit beim Spiel, beim Reiten und auf der Jagd keiner seiner Altersgenossen gleichtat. Eine besondere Treffsicherheit und Gelenkigkeit besaß der Junge im Kampfspiel des Werfens und Schleuderns. Eines Abends vergnügte sich Diether mit Knechten im Steinwerfen nach einem Ziel. Da entglitt ihm ein schwerer rundlicher Wurfstein und holperte und rollte, statt durch die Luft zu sausen, unter dem Gelächter aller von dannen. Er hatte aber noch so viel Kraft in sich, daß er einen abseits am Boden stehenden Stock glatt abbrach. Unmittelbar nach diesem Vorfall konnte man beobachten, daß die ganze Schar nichts anderes mehr tat, als ihre Kraft und Geschicklichkeit dadurch zu erproben, daß sie Steine nach Stöcken rollte, die sie in den Erdboden gerammt hatte. Schließlich legte man eine glatte Bahn an, suchte immer mehr Steine mit noch weniger Ecken und Kanten. Die ganze Gailnauer Jugend war eifrig daran, das neue Spiel auszuprobieren. Die Stöcke oder Stäbe wurden zuletzt so geformt: oben schlank, unten dick, daß sie von selber stehenblieben. Die Laufbahn für die Kugeln gestaltete man immer länger.

Während des Erntefestes im Jahre 1307 mit seinen Vergnügungen verkündete plötzlich ein Musiksignal in Gailnau den Beginn einer neuen Programmnummer. Diether legte auf dem ebenen Rasen des Festplatzes seine Bahn aus, stellte drei farbige Klötze auf und begab sich gelenkig und frohgemut ans andere Ende der hölzernen Bahn. Er schleuderte kraftvoll die schwere Kugel auf die aufgestellten Klötze, die polternd nach allen Seiten kollerten. Stets wiederholte sich der gleiche Erfolg und jedesmal wurde er von den Seinen und den von Nah und Fern herbeigeeilten Gästen mit Jubel und Händeklatschen aufgenommen. Diether gab die Bahn frei. Jetzt hob aber das Lachen und Scherzen erst richtig an: Bald war die Kugel eigensinnig und begab sich neben der Bahn zur Ruhe, bald taumelte nur ein Stäblein um und ließ die anderen kerzengerade stehen. Kurz, bis in die sinkende Nacht ging das große Schieben und Schreien, Werfen und Aufrichten, und jeder wollte es auch einmal probieren. Das Spiel fand Wohlgefallen und Anklang. Unser heutiges Kegelspiel war aus der Taufe gehoben und verbreitete sich mit sehr großer Schnelligkeit über das Land.

Die Elbaue

Blätter für sächsische Heimatkunde

Nr. 6 17. Jahrgang Beilage zum General-Anzeiger Juni 1940

Feuerschutz in der Lößnitz in alter Zeit

Der Naundorfer Dorfteich wurde eben erwähnt. Er ist einer der wenigen, die in unserer Stadt von den vielen kleinen Teichen und Wassertümpeln der einzelnen Gemeinden noch erhalten sind. Früher hatte jede Gemeinde einen oder mehrere kleinere Teiche, Pfützen genannt, die einesteils die Abwässer der Höfe aufzunehmen, anderenteils aber auch als Wasserreservoire bei Bränden zu dienen bestimmt waren. Im alten Dorfe Kötzschenbroda gab es eine ganze Reihe derartiger „Pfützen", auch Naundorf hatte außer seinem großen Teiche weitere kleinere Tümpel, und die alte „Hahnepfütze" Fürstenhains wird öfter erwähnt. Nach und nach sind alle diese Pfützen und Tümpel verschwunden, sie wurden zugeschüttet.

Eine große Rolle spielten in den Lößnitzdörfern auch die öffentlichen Brunnen im Feuerschutz. Zwar nicht die Ventilbrunnen, die man bis in die neuere Zeit noch als Ueberreste einer vergangenen Zeit da und dort auf öffentlichen Plätzen und Straßen sah, sondern die ursprünglichen Ziehbrunnen mit Brunnensäule, Schwengel und dem daranhängenden Schöpfeimer. Daß derartige Brunnen in der Lößnitz in Gebrauch waren, erfährt man gelegentlich aus den Totenregistern der Kirche. 1779 wurde die Tochter des Gerichtsschöppen Schließer derart von der Uebermacht des Brunnenschwengels, von dem der Eimer abgerissen war, in die Höhe geschleudert, daß sie an den beim Herabstürzen erlittenen Verletzungen starb. Bei dem Mangel an durch die Dörfer fließenden Gewässern, die bei Feuerausbruch hätten abgeschützt werden können, bildeten die Brunnen neben den Teichen die einzigen Möglichkeiten zur Entnahme des Löschwassers. Darum sieht auch die Feuerordnung von 1775 die Pflege der Brunnen besonders vor und verlangt, daß bei denselben stets mehrere Sturmfässer gefüllt bereitstünden. Die ungefügen Tröge standen auf Schleifkufen und wurden von Pferden nach der Brandstätte gezogen. Daß sie in der Lößnitz in Gebrauch waren, dafür hat man auch einen aktenmäßigen Beweis. 1734 waren sie auf kurfürstliche Verordnung in Kötzschenbroda angeschafft worden. Als man aber damit einmal den Lindenauern bei einem Brande zu Hilfe eilen

wollte, blieb man mit diesen unpraktischen Wasserzubern auf dem Wege dahin elend „am Sandberge", etwa beim Mohrenhaus, im Sande stecken und mußte unverrichteter Dinge wieder umkehren. Daraufhin wurden tragbare Wasserfässer angeschafft, die von zwei Mann zu transportieren waren. Ob sich diese Einrichtung, die nur für den Gebrauch der vorgeschriebenen Handspritzen gedacht war, bewährte, weiß man heute nicht. Die erwähnten Handspritzen ähnelten großen hölzernen Klystierspritzen. Ein Exemplar solcher primitiven Handspritzen hatte sich bis vor kurzem noch beim Löschzug II unserer Feuerlöschpolizei als ehrwürdiges Altertum erhalten. Hoffentlich haben die Holzwürmer diesem Unikum nicht inzwischen vollends den Garaus gemacht. Löschprämien, wie sie heute noch für das erste Eintreffen fremder Wehren bei auswärtigen Bränden gebraucht werden, sind nichts Neues. Sie wurden wie heute für erstes Eintreffen einer Spritze, besonders tätige Löschhilfe usw. schon im 18. Jahrhundert gezahlt. Als es einmal in bedrohlicher Nähe des Pfarrhauses brannte, belohnte die Kirchgemeinde „auf Hohe Verordnung" die Nothelfer, „so sich durch Löschen hervorgetan", mit zehn blanken Talern.

Heute sind wir stolz auf die mechanischen Magirusleitern unserer Feuerwehren, und das mit Recht. Aber auch sie haben ihre primitiven Vorläufer schon im 18. Jahrhundert gehabt. Zu Pfarrer Behrischs Zeiten schaffte die Gemeinde nämlich Feuerleitern mit Walzen an, die schnell an die Brandstätte gezogen werden konnten.

Den einzelnen Höfen war genau vorgeschrieben, was sie an Feuerlöschgerät halten mußten. Dabei standen an erster Stelle die schon erwähnten Handspritzen, von denen in jedem Hause mindestens eine vorhanden sein mußte. Großen Wert legte man auf das Vorhandensein von sogen. Feuerpatschen, verschiedenlange Stangen mit Stroh- oder Reißigbündeln, die angefeuchtet wurden. Damit sollte das Feuer ausgeschlagen werden. Für Essenbrände mußte man ähnliche Stangen mit dicken Mistballen bereithalten, um damit die brennende Esse zu durchfahren. Als sehr wirksames Bekämpfungsmittel von Essenbränden wurde empfohlen, unter den brennenden Kamin Schwefel auf glühenden Kohlen zu verbrennen. Das Mittel war probat, die bei dem Verbrennungsprozeß des Schwefels entwickelte schweflige Säure entzog den Flammen den Sauerstoff und erstickte sie mit absoluter Sicherheit. Feuerleitern und kräftige Feuerhaken gehörten zum notwendigen Feuerschutzinventar eines jeden Hauses. An unsere heutigen Luftschutzmaßnahmen erinnert die Vorschrift des Feuermandates von 1775, daß auf jedem Dachboden immer ein mit Wasser gefüllter Eimer für den Feuerschutz bereitstehen mußte. Lederne Feuereimer und eine gute Laterne mußten die Feuergerätschaften vervollständigen.

Den Gemeinden war die Beschaffung einer großen Spritze neben dem kleinen Feuergerät vorgeschrieben. Kapitalschwache kleine Gemeinden, die die immerhin beträchtliche Ausgabe einer eigenen Feuerspritze nicht erschwingen konnten, hatten sich zu sogen. Feuersozietäten zusammenzuschließen und gemeinsam das nötige Feuergerät zu beschaffen. Der Feuerlöschdienst war in jeder Gemeinde genau geregelt. Zur Bedienung der Spritze gehörten 24 Mann, die anderen Einwohner hatten die Feuerkette zu bilden, in der die gefüllten Feuereimer von den Brunnen zur Brandstätte und von ihr leer zurückliefen. Zwei Spritzenmeister hatten das Kommando über die Löschmannschaften, die jährlich zweimal am Feuergerät zu üben hatten. Besonders bestellte junge Männer, die Feuerläufer, mußten bei Ausbruch eines Brandes sofort nach den nächsten Dörfern laufen und dort nachbarliche Löschhilfe anfordern, die auch geleistet werden mußte. Ueber den Zustand der Feuerlöscheinrichtungen der Lößnitzdörfer vor hundert Jahren sind wir sehr genau unterrichtet. 1836 fertigte nämlich der Verwalter der Hoflößnitzer Dominialweinberge, Leutnant Ehrenfried Mittag, ein Feuerlöschgeräteverzeichnis des X. Feuerkommissariatsdistriktes des Dresdner Kreisdirektionsbezirkes an. Dieses Verzeichnis erstreckte sich auf die Dörfer von Trachau bis Zitzschewig einschließlich Lindenau, Dippels-

dorf und Reichenberg. In demselben wird jedes Stück der gemeindlichen Feuerlöscheinrichtungen peinlich genau notiert.

Kötzschenbroda besaß damals zwei Spritzen, eine kleine Schlauchspritze aus dem Jahre 1750 und eine 1820 angeschaffte Stoßspritze, die 350 Taler gekostet hatte. Ferner besaß die Altgemeinde 34 lederne Feuereimer, 12 Leitern und sechs Feuerhaken, die mit den Spritzen in dem bis 1871 auf der Hauptstraße stehenden alten Spritzenhause untergebracht waren. In den Gehöften waren 96 Feuereimer, 105 Haken, 97 Leitern, 105 Laternen und 93 Handspritzen vorhanden.

Fürstenhain hatte keine Spritze, es besaß nur kleines Feuergerät. Eine vorzügliche Spritze besaß Naundorf, das für sie 1804 die hohe Summe von 700 Talern aufgewendet hatte. Das Gerät war im Wasserkasten mit Kupfer ausgeschlagen und hatte kupferne Zylinder. Zu ihm gehörten 50 Ellen Hanfschlauch, damals noch eine Seltenheit auf den Dörfern, die meist nur Stoßspritzen mit kurzem an der Spritze angebrachten Strahlrohr besaßen. Außerdem waren 37 Handspritzen und reichliches kleines Feuergerät vorhanden. Zitschewig besaß nur eine kleine Stoßspritze, 56 Handspritzen und das übliche Kleingerät. Merkwürdig schlecht hatten die beiden Weinbergsvereine Ober- und Niederlößnitz für Feuergeräte gesorgt. Oberlößnitz verfügte 1836 nur über 9 Kübelspritzen und 29 Handspritzen, und Niederlößnitz gar nur über 8 Handspritzen und kärgliches kleines Löschgerät. Die zerstreute Bauweise mochte die Weinbergsbesitzer sorglos gemacht haben. Außerdem begründeten die Ober- und Niederlößnitzer ihre mangelhafte Vorsorge damit, daß sie ja ganz ungenügendes Wasser zur Verfügung hätten. Noch 1864 wirft Schubert in seiner Chronik den Niederlößnitzern vor, daß es sich ausschließlich auf die Löschhilfe der gutausgerüsteten Nachbargemeinden verließe. Schlecht mit Feuergerät war auch die Hoflößnitz versehen. Dort waren nur „eine Tragespritze mit einem Rade", 2 Kübelspritzen, 29 Feuereimer, 2 Haken und 3 Leitern vorhanden. Für eine königliche Besitzung eine recht kümmerliche Feuerschutzeinrichtung. Der bis vor kurzem in der Hoflößnitz stehende Spritzenveteran wird von Leutnant Mittag in seinem Verzeichnis nicht erwähnt, war also 1836 noch nicht vorhanden oder stammte aus einem anderen Dorfe. Ganz schlecht war es in Lindenau mit dem Feuergerät bestellt. Hier führt das Verzeichnis die Mittellosigkeit der kleinen Gemeinde als Ursache der mangelhaften Vorsorge an. Wasser gab es dort im Gegensatz zu den Weinbergsgemeinden genügend. Außer einem Gemeindeteiche wurden 10 Tümpel in den Höfen festgestellt.

Bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hielten die Gemeinden der Lößnitz an der althergebrachten Art des Feuerschutzes durch Löschmannschaften ohne besondere Ausbildung fest. Wohl mögen die Bauern schon im ureigensten Interesse ihr Bestes getan haben, nach bestem Wissen und Können ihrer Feuerschutzpflicht nachgekommen sein, aber diese altväterische Einrichtung überlebte sich allmählich mit der fortgeschrittenen Zeit. Der gelegentliche Uebungsdienst an den Spritzen, zu dem die Spritzenmannschaften in der Regel zweimal im Jahre aufgeboten wurden, genügte nicht mehr, die erforderliche Einsatzbereitschaft und Schlagkraft im Falle eines Brandes sicherzustellen. Die Freiwilligen Feuerwehren kamen auf, deren Mannschaften in regelmäßigen öfteren Uebungen im Löschdienst ausgebildet wurden, und die sich zu diesen Uebungen verpflichteten. Meißen war es, das die erste Freiwillige Feuerwehr aufstellte. Das geschah schon 1841. Auch die Turnvereine bildeten aus den Reihen ihrer Mitglieder freiwillige Feuerschutzabteilungen. In der Lößnitz wurde eine solche Turnerfeuerwehr 1864 in Kötzschenbroda gegründet, die sich, da sie ohne eigene Geräte war, der Gemeinde als Hilfsmannschaft bei Bränden zur Verfügung stellte. 1875 entstand aus Einwohnern von Kötzschenbroda und Niederlößnitz neben der alten Spritzenmannschaft die erste Freiwillige Feuerwehr in der Lößnitz, in die auch die aus 14 unverheirateten jungen Leute bestehende Turnerfeuerwehr aufgegangen zu sein scheint. Merkwürdigerweise standen die damaligen Gemeinde-

verwaltungen den Freiwilligen Wehren sehr zurückhaltend, wenn nicht gar ablehnend gegenüber, auch in unserer Lößnitz. In dem Gründungsbericht der Kötzschenbrodaer Freiwilligen Feuerwehr wird u. a. gesagt, daß die Lauheit, der Indifferentismus und vielleicht auch die Einsichtslosigkeit in den Gemeindevertretungen die Organisierung eines zeitentsprechenden Feuerschutzes hätten im Sande verlaufen lassen. Entsprechend dieser Einstellung verhielt sich der Gemeinderat auch in finanzieller Beziehung gegen die neue Einrichtung. Man hielt eben trotz der verheerenden Brände, die den Ort in vergangener Zeit heimgesucht hatten, den Feuerschutz durch die herkömmlichen Spritzenmannschaften für ausreichend. Die Kötzschenbrodaer Freiwillige Feuerwehr mußte bei dieser Zurückhaltung des Gemeinderates die Kosten ihrer ersten Ausrüstung durch eine öffentliche Sammlung aufzubringen suchen. Zur Beschaffung einer eigenen Spritze, man sah nur eine bescheidene Karrenspritze vor, bewilligte man schließlich ganze 150 Mark.

Bis zum Beginn des laufenden Jahrhunderts behielt man neben der Freiwilligen Feuerwehr die Gemeindespritzenmannschaften bei, erst dann übertrug man der Freiwilligen Feuerwehr den gesamten Feuerschutz des Ortes. Niederlößnitz ließ die alte Spritzenmannschaft schon 1888 eingehen und bildete aus den Ortsangehörigen der Kötzschenbrodaer Wehr in diesem Jahre eine eigene Freiwillige Feuerwehr. In Radebeul kam man erst 1896 zur Bildung einer Freiwilligen Feuerwehr, nachdem auch hier der Gemeinderat eine Anregung dazu drei Jahre vorher abgelehnt hatte. Die alte Spritzenmannschaft Radebeuls rekrutierte sich aus den bäuerlichen Einwohnern des alten Ortsteiles südlich der Eisenbahn. Im „Kreis", dem ursprünglichen Dorfkern, stand auch das Gemeindespritzenhaus, das erst 1911 verschwand. Nach und nach folgten die anderen Lößnitzorte dem Kötzschenbrodaer und Radebeuler Beispiel und stellten ihren Feuerschutz durch Bildung eigener Freiwilliger Feuerwehren auf neuzeitliche Verhältnisse um.

—th.

Der Wiener Kongreß und Sachsen

Grenzveränderungen vor 125 Jahren

Im September 1814 begann der Wiener Kongreß. Neun Monate lang feilschten und handelten die Bevollmächtigten der Großmächte miteinander, ehe sie die neuen Grenzen Europas festgelegt hatten. Es hätte nicht viel gefehlt, und zwischen den Verbündeten wäre um die Napoleonische Kriegsbeute ein Krieg ausgebrochen. Oesterreich, Frankreich und England hatten schon ein geheimes Bündnis gegen Preußen geschlossen. Ende Mai 1815, also vor 125 Jahren, kam dann aber doch noch eine Einigung hinsichtlich der Gebietsveränderungen zustande. Am 8. Juni wurde die Bundesakte unterzeichnet, die Deutschland ein neues Gesicht und eine Art Verfassung gab.

Der preußische Staatskanzler Hardenberg wollte Sachsen, das bekanntlich 1813/14 auf Seiten Frankreichs gefochten hatte, von der Landkarte streichen und Preußen einverleiben. Die Albertiner sollten, wenn die Großmächte darauf bestünden, im Rheinland entschädigt werden. Infolge des Widerstandes der drei anderen Mächte mußte Preußen aber seine Ansprüche auf Sachsen beträchtlich zurückschrauben. Hardenberg verlangte und erhielt bei den letzten Verhandlungen die Saalepässe, Naumburg, Weißenfels und Merseburg, das Gebiet um Wittenberg, Torgau und Eilenburg und die Lausitz mit Görlitz und Kottbus. Auf Leipzig mußte Preußen infolge des Widerstandes Oesterreichs, Frankreichs und vor allem Englands verzichten. Die Messestadt blieb bei Sachsen.

Am 22. Mai 1815 erließ Friedrich Wilhelm III. das erste Besitzergreifungspatent, in dem er Merseburg, Gefell, den Thüringer Kreis und Henneberg seinem Staate eingliederte. Kurz darauf ging auch die Verwaltung der anderen ehemals sächsischen Gebietsteile auf Preußen über, das sie zur Provinz Sachsen zusammenschloß.

Die Elbaue

Blätter für sächsische Heimatkunde

Nr. 7 17. Jahrgang Beilage zum General-Anzeiger Juli 1940

Kriegszeiten in der Lößnitz

Die gegenwärtige Kriegszeit, in der unser Deutsches Reich wieder gegen eine Front mächtiger Feinde stand und noch steht, und in der es unter der genialen Führung Adolf Hitlers vor den Auswirkungen des Krieges, vor Zerstörungen und Not, bewahrt geblieben ist, regt dazu an, einmal die Blicke rückwärts, in die Vergangenheit, zu richten und in den Chroniken nachzuschlagen, welche Kriegszeiten unsere engere Heimat durchlebt hat. Unsere Lößnitz ist in der glücklichen Lage, daß in den verflossenen Jahrhunderten nicht allzu oft die Kriegsfackel in ihren Orten aufgelodert ist. Sie ist ganz selten, fast nie, der Schauplatz von Kämpfen gewesen, ernsthafte Kriegshandlungen haben sich meist in weiterer Entfernung abseits der Landschaft abgespielt, und selbst das einschneidendste Kriegserlebnis Kötzschenbrodas, dessen Totalbrand im Dreißigjährigen Kriege, war keine Folge eines Kampfes, der sich in seiner Nähe abgespielt hat, sondern eine Repressalie der Schweden gegen den sächsischen Kurfürsten, der sich von den bisher mit ihm verbündeten Schweden abwandte. Auch in den Hussitenkriegen des beginnenden 15. Jahrhunderts wurde das Kirchdorf aus ähnlichem Anlaß schon einmal niedergebrannt. Die Kriegsleiden der Lößnitzortschaften in den verschiedenen Feldzügen ergaben sich meist aus den Truppendurchmärschen und den oft sehr lange anhaltenden oder rasch aufeinanderfolgenden Einquartierungen, wie sie besonders die Friderizianischen Kriege und die Feldzüge Napoleon I. mit sich brachten.

Im allgemeinen hat unsere Gegend nur in größeren Abständen Kriegszeiten durchlebt. Bis zum 17. Jahrhundert liegen immer etwa ein Jahrhundert lange Friedenszeiten zwischen den sie berührenden kriegerischen Ereignissen, und erst die neuere Zeit ließ solche in etwa 50- bis 60jährigen Abständen aufeinanderfolgen. Die erste Kunde von Kriegszeiten in der Lößnitz kommt, wie schon erwähnt, aus der Hussitenzeit in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Im Oktober 1429 lagen die Hussiten in Alten Dresden, der jetzigen Neustadt, und versuchten den Uebergang über die Brücke vergeblich zu erzwingen, die von den Truppen des Landgrafen Friedrich von Thüringen, Sohn Friedrich des Streitbaren, verteidigt wurde. Nach diesem Fehlschlag haben sie sich, wie die Chroniken berichten, nach unserer Lößnitz gewandt und Kötzschenbroda und andere benachbarte Ortschaften vernichtet und in Brand gesteckt, in den Kellern die Weinfässer

zerhauen und den neuen Wein, den sie gekeltert vorfanden, ausgetrunken. Einer der alten Chronisten, Peter Albinus, schreibt über das allererste bekannte Kriegsereignis kurz und lakonisch, daß „die Behmen auch Kotzbrod abgebrannt".

Lange Zeit, über ein Jahrhundert, blieb die Lößnitz von Kriegsschrecken verschont. Erst im Schmalkaldischen Krieg, in dem Kurfürst Johann Friedrich von der ernestinischen Linie der Wettiner gegen seinen albertinischen Vetter Herzog Moritz, der auf kaiserlicher Seite stand, zu Felde zog und am 13. April 1547 vor Dresden mit seinen Heerhaufen erschien, sah die Lößnitz wieder Kriegsvölker in ihren Dörfern, die nach Art der damaligen Kriegsführung geplündert wurden. Die Pfarrmatrikel der Friedenskirche Kötzschenbroda melden, daß dem ersten lutherischen Pfarrherrn, Veit Hammer, „in verlaufener Kriegszeit alles genommen" und auch die Pfarrbücherei „mit hinwegkommen" sei.

Am Ende des 16. Jahrhunderts hört man noch einmal von Lasten, die Truppendurchzüge brachten. Zwar waren es keine feindlichen Heerhaufen, die sie mit sich brachten, sondern heimische Söldnerscharen, die aus den Türkenkriegen zurückkehrten und entlassen wurden. In jenen Zeiten, die noch keine Volksheere kannten, war es aber ziemlich gleichgültig, ob Freund oder Feind, einer wie der andere plagten die Bauern der Dörfer, die sie berührten. So klagte der Wirt des Serkowitzer Gasthofes, an dem damals die Heer- und Landstraße von Dresden nach Meißen vorüberführte, daß er von dem hindurchreisenden Kriegsvolk in großen Schaden gekommen sei. Am 20. Dezember 1597 starb ein Feldwebel solcher Landsknechtstruppen im Serkowitzer Kretscham an der „ungarischen Seuche", die auch Lößnitzer Bauern ergriff. Das 16. Jahrhundert war für die Lößnitzdörfer, wie wir sahen, verhältnismäßig friedlich. Der Kriegszug Kurfürst Johann Friedrichs war nur von kurzer Dauer. Desto schwerere Zeiten brachte das 17. Jahrhundert.

Der Dreißigjährige Krieg

Die 1618 ausbrechenden böhmischen Wirren, die mit dem Prager Fenstersturz begannen, berührten zunächst die Dörfer zwischen Dresden und Meißen nicht. Nur an den erhöhten Steuerforderungen merkten die Bauern, daß Krieg im Reiche tobte. Aber von 1632 ab begannen die Lößnitzdörfer den Krieg am eigenen Leibe zu spüren. und von da ab blieben die Zeitläufte unruhig und unsicher. Der kaiserliche Feldmarschall-Leutnant Holk hatte die mit den Schweden verbündeten sächsischen Truppen im Oktober 1632 über die Elbe gedrängt. Sie wurden am rechten Ufer des Stromes in den Dörfern, auch in denen der Lößnitz, einquartiert und entwickelten sich bald zur Landplage. So heißt es einmal von ihnen, daß sie den erwachsenen Wein in den Kötzschenbrodaer und Zitzschewiger Bergen „fast alles weggefressen und hinweggestohlen" hätten. Der Verkehr auf der Meißner Landstraße war unsicher und gefährlich. Verschonten doch die Truppen nicht einmal die kurfürstlichen Beamten. Trautmann erwähnt in seiner Geschichte von Kaditz, daß der Schreiber des Prokuraturamtes Meißen am 8. Oktober auf seiner Reise nach Dresden zweimal von kursächsischen Völkern „hart angestrengt" worden sei. Einmal geschah ihm das bei Zitzschewig und im Kaditzer Tännicht wurde er zum zweiten Male von Soldaten des Kürfürsten angefallen. Trautmann erzählt weiter, daß zwei Angehörige des Altenburgischen Regimentes, die in Radebeul einquartiert lagen, von Nähnitzer Bauern bei einem Requisitionsritte in die Heidedörfer totgeschlagen worden seien und von ihrer Kompanie auf dem Kaditzer Kirchhof beerdigt wurden. Dieser eine Vorfall beleuchtet scharf das Verhältnis der Bauern zu den Truppen ihres eigenen Kurfürsten.

1635 war die Kirchfahrt Kaditz erneut mit kursächsischen Truppen belegt. Serkowitz erlebte damals einen seiner größten Brände. 12 Bauernhöfe gingen in diesem Jahre in Flammen auf.

Neben den „Kriegstroublen" der Zeit suchte ein anderer gefährlicher Gast die Lößnitzdörfer im 17. Jahrhundert heim, die P e st. Und zwar trat die tödliche Seuche 1637 in der Hauptsache in den westlichen Lößnitzdörfern Naundorf und

Zitzschewig sehr hart auf. Schon 1626 war sie von böhmischen Exulanten in das Kirchspiel Kaditz eingeschleppt worden.

Wirtschaftlich war die Lage in den Lößnitzdörfern schon von Anfang des Dreißigjährigen Krieges sehr ungünstig, wenn auch die Ursache dazu nicht in der Kriegszeit selbst lag. Die Landwirtschaft machte in den ersten Kriegsjahren eine ernste Krise durch. Hagelschlag im Jahre 1620, Mißwachs durch Frostschaden in den folgenden drei Jahren hatten die Ernte in den Lößnitzdörfern schwer geschädigt. Die Getreidepreise stiegen ganz gewaltig. 1623 mußten für den Scheffel Brotkorn, der in guten Jahren 1½ bis 2 Gulden kostete, 26 Gulden bezahlt werden. Das bedeutete nicht mehr und nicht weniger als eine Hungersnot, da man in jenen Zeiten den Kartoffelanbau im Kurfürstentum noch nicht kannte und man ausschließlich auf die Getreideernte angewiesen war. Die Viehhaltung auf den Dörfern war unter dem Eindruck der schlechten Ernten außerordentlich eingeschränkt worden. So wird aus Dresden berichtet, daß die dortigen Fleischer 1623 volle 45 Wochen hindurch in der Umgebung kein Schlachtvieh auftreiben konnten. Die Fleischpreise stiegen auf das Zehnfache des sonst üblichen Preises und noch darüber hinaus.

Allerdings waren an diesen ungeheuerlichen Preissteigerungen nicht allein die Ernteausfälle schuld. Dazu kam noch die Münzverschlechterung der Kipper- und Wipperzeit, die das ganze Wirtschaftsleben Sachsens auf den Kopf stellte. Diese Währungskatastrophe des beginnenden 17. Jahrhunderts wirkte sich nicht in so phantastischen Zahlen aus, wie 300 Jahre später die Inflation nach dem Weltkriege, sie beließ vielmehr den Zahlungsmitteln ihren Nennwert, ließ aber den Kaufwert der Münzen infolge der fortwährenden Metallverschlechterung derselben in katastrophaler Weise absinken. Das gute sächsische Silbergeld verschwand vollständig aus dem Verkehr und dafür kam weißgesottenes Kupfergeld mit denselben Nennwerten durch die Münzpächter in Umlauf.

Am stärksten wurden die Lößnitzdörfer, besonders der als Marktflecken bedeutendste Ort der Landschaft, Kötzschenbroda, im Jahre 1637 von Kriegsnöten betroffen. Nach der Schlacht bei Wittstock, die für die kurfürstlichen Truppen eine schwere Niederlage durch die Schweden brachte, drangen diese gegen das Kurfürstentum vor, dessen Herrscher, Johann Georg I., bei seinem Bündnis mit den Habsburgern beharrte. Die Folge dieser Stellungnahme waren schwerste Verheerungen des Landes durch die Truppen des schwedischen Generals Banèr, um Kursachsen so viel wie möglich wirtschaftlich zu schädigen. Dieser Absicht entsprang auch das Vorgehen Banèrs in der Lößnitz. Am 15. März 1637 ließ er durch ein Streifkorps den Ort niederbrennen. Ueber die Einzelheiten dieser schwedischen Gewalttat wissen wir nichts, denn die amtlichen Ueberlieferungen jener Zeit, wie beispielsweise die des Amtsschössers Paul Weber, stellen nur mit dürren Worten fest, daß der Ort total vernichtet wurde. Dieser Beamte bemerkt eingangs der Neuausfertigung der Kötzschenbrodaer Rügen im Jahre 1638 im Anfang dieses Aktenstückes, daß „bey der Schwedischen Völker dieser Lande beschehener Einfall undt verübter grausamer Tyranney die anno 1631 confirmierten Rügen nebenst Kirchen, Schule undt sämbtlichen Wohngebäuden an dem am 15. Martii 1637 fürgenommenen Brande" die Schriftstücke abhanden gekommen seien. Auch Pfarrer Prescher erwähnt in seiner Kirchturmdenkschrift das Unglück mit ähnlich kurzen Worten. Es bleibt daher der Phantasie überlassen, sich auszumalen, wie die schwedischen Truppen sich den Einwohnern gegenüber verhalten haben. Die Tatsache, daß eine ganze Anzahl älterer Archivalien der Kirche diesen Brand überstanden, obschon das sonstige Pfarrarchiv, die schweren Geburts-, Sterbe- und Trauregister mit zu Grunde ging, läßt darauf schließen, daß die Bevölkerung zum größten Teile vor der Katastrophe den Ort verlassen und die erwähnten Dokumente mitgenommen hat. 1645 wurde in dem inzwischen wieder aufgebauten Pfarrhause der bekannte Waffenstillstand von Kötzschenbroda zwischen Kursachsen und Schweden abgeschlossen und damit den Lößnitzorten die von den Schweden beabsichtigte

neuerliche Verwüstung, die die schwedischen Unterhändler in den Verhandlungen androhten, erspart. Daß in den dem Waffenstillstand vorhergehenden Jahren die Lößnitzorte dauernden Bedrückungen durch die kaiserlichen und kurfürstlichen Truppen ausgesetzt waren, daß die eigene Soldateska die Bauern genau so plagte wie die feindliche, daß läßt jener Schutzbrief erkennen, den Johann Georg I. Kötzschenbroda 1643 ausstellte und darin „allen und jeden der Kayserlichen Reichs-Armata" ernstlich befohlen, daß „sie das Dorff Ketzschenbroda mit aller Einquartierung, Plünderung, Geldpreßur, Abnahme von Pferden, Viehes, Getreidichts und anderen Vorrats gänzlich verschonen" sollten.

Daß diese „Pressuren" und Plackereien nicht spurlos an den Sitten und dem ganzen Wesen des Landvolkes vorübergegangen sind, daß eine starke Verwilderung Platz griff und sich in der Folgezeit eine zunehmende Genußsucht unter den Bauern breitmachte, das ist uns mehrfach überliefert worden. 1671 wird einmal vom „Saufen, Spielen, Schreyen und Tanzen und Vielüppigkeit in den Schenken" gesprochen. Namentlich bei Hochzeiten und Kindtaufen wurde so über den Strang gehauen, daß die Behörden sowohl die Dauer derartiger Feste als auch die aufgetafelten Genüsse durch Verordnungen einschränken mußten. Derartige Unsitten sind auch aus den Lößnitzdörfern bezeugt.

Das 18. Jahrhundert begann für die Lößnitzdörfer wieder mit Kriegslärm. Wieder lagen Schweden im Lande. Karl XII. stand als Gegner dem sächsischen Kurfürsten im nordischen Kriege gegenüber und erschien mit seinen Truppen 1706 in Sachsen. Zwar blieb in dieser Kriegszeit unsere Lößnitz von feindlichen Einquartierungen und Truppendurchmärschen verschont, desto schwerer drückten aber die Requisitionen und Exekutionen auf die Gemeinden. Kötzschenbroda und Serkowitz mußten dafür büßen, daß die Bergherren der in ihrer Gemarkung liegenden Weinberge sich weigerten, die auf dieselben entfallenden Anteile der auferlegten Kontributionssummen zu zahlen. Nach Schubert hatte Kötzschenbroda im Jahre 1706/07 Kriegslasten in der Höhe von 15 000 Talern aufzubringen. Nach der gleichen Quelle soll die wirtschaftliche Lage des Dorfes 1707 so schwer gewesen sein, daß die Güter bis auf die letzten Dachziegel belastet werden und 15 Bauern ihre Höfe Schulden halber verlassen mußten. Der Schwede lag in Oberau und schickte kleinere Kommandos in die Lößnitzdörfer, um seine Forderungen einzutreiben, die so lange in den Dörfern blieben, bis die auferlegten Summen gezahlt waren. Im Gegensatz zu den schwedischen Truppen des Dreißigjährigen Krieges hielten die von 1706/07 auf strengste Disziplin.

(Fortsetzung folgt.)

Wie alt ist der Apfel?

Unser Speiseapfel ist eine Veredelung des wilden, saueren Holzapfels. Man sollte deshalb annehmen, daß diese Veredelung noch nicht gar zu alt sein könne und allenfalls zur Römerzeit erfolgt sei. Aber schon die Menschen der jüngeren Steinzeit müssen ihn gekannt und geschätzt haben. Man hat auch in den Pfahlbauten der Schweizer Seen, wie in denen Oberitaliens und der Ostmark, die aus der Bronzezeit stammen, gut erkennbare Reste von gedörrten Aepfeln gefunden, die darauf schließen lassen, daß man damals, vor etwa 3000 Jahren, schon die veredelte Form des Apfels kannte. Damals schon spaltete man ganz wie heute des leichteren Dörrens wegen die Früchte in dünne Scheiben. Auch der Name „Apfel" reicht weit in die Jahrtausende zurück. Man bezeichnete damit eine volle, runde Frucht und spricht noch heute von Galläpfeln, Granatäpfeln und in manchen Gegenden von Erdäpfeln. Im Althochdeutschen lautet das Wort „apful", im Angelsächsischen „aeppel" und im modernen Englisch „apple". Auch der Name der Apfelsinen leitet sich von dem unserer Aepfel ab, unsere Voreltern bezeichneten diese Orangen als „Sinesische Aepfel", Aepfel aus China, da die ersten dieser aromatischen Früchte aus den südchinesischen Provinzen, ihrer Urheimat, kamen.

Die Elbaue

Blätter für sächsische Heimatkunde

Nr. 8 | 17. Jahrgang | Beilage zum General-Anzeiger | August 1940

Kriegszeiten in der Lößnitz

1. Fortsetzung

Die Kriege Friedrichs des Großen

Nach fast vierzigjähriger Ruhezeit wurden die Lößnitzortschaften in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder, und zwar ziemlich nachhaltig, von Kriegshändeln berührt. In der Hauptsache waren es feindliche Einquartierungen und Truppendurchmärsche, von denen die Bauern der Lößnitzortschaften bedrückt wurden. 1737 und 1739 waren es sächsische Truppen, die nach Kötzschenbroda, Naundorf, Fürstenhain, Kaditz usw. in Quartiere gelegt wurden. Im erstgenannten Jahre war es das sächsische Grenadierregiment Sulkowsky, das auf seinem Marsche nach Ungarn in Kötzschenbroda Quartier nahm, 1739 mußten die Dörfer eine Kompanie sächsischer Garde du corps unter Major Preuß, der später noch einmal genannt werden wird, zwei Jahre lang im Quartier behalten.

Dann folgten die preußischen Durchmärsche in den Schlesischen Kriegen. Der erste Schlesische Krieg, den Friedrich der Große gegen Maria Theresia führte, berührte die Lößnitz kaum, wenigstens liegen keine Nachrichten über Einquartierungen aus jener Zeit vor. Nachdem aber das zunächst mit Preußen gegen Oesterreich verbündete Sachsen sich auf die Seite Maria Theresias gestellt hatte und Friedrich des Großen Truppen durch Sachsen nach Böhmen marschierten, gestalteten sich die Verhältnisse für unsere Dörfer zeitweise recht drückend. Bald lagen sächsisch-polnische, bald österreichische und dann wieder preußische Truppen in den Lößnitzortschaften. Für Kötzschenbroda bedeutete es eine fühlbare Last, als im Dezember 1745 von der Gemeinde die sofortige Lieferung von 500 Scheffel Hafer verlangt wurde. Das war dem Dorfe ganz unmöglich, aber der angebliche Beauftragte ließ sich mit 18 Dukaten beschwichtigen. Damit war die Requisition als zu Unrecht erwiesen. Friedrich der Große erfuhr davon und ließ den Sünder tags darauf einfach aufhängen und der Gemeinde das Geld zurückgeben. Ernsthafter war eine Requisition, die am 11. Dezember 1745 der preußische General von Polentz unter Androhung schärfster Exekution vom Hauptquartier in Gröbern aus schriftlich anordnete. Innerhalb eines Tages sollten 300 Scheffel Hafer, 300 Scheffel Häcksel, sechzehn

Zentner Brot, sechs Faß Bier, sechs Ochsen und 300 Gebund Heu abgeliefert werden. Die Gemeinde konnte diese gewaltige Forderung noch weniger erfüllen, als die des Vortages. Sie verlegte sich aufs Bitten um Erlaß, erreichte auch, daß General von Polentz die Lieferung auf den sechsten Teil ermäßigte und die Lieferzeit um 12 Stunden verlängerte.

In Kaditz lag ein Regiment Bayreuther Dragoner, dessen Kommandeur, der spätere Generalfeldmarschall von Schwerin, der Gemeinde Kötzschenbroda die Befreiung von weiteren Requisitionen zusagte und ihr eine Schutzgarde von 16 Mann unter dem Kommando eines Leutnants stellte. Wenn die Gemeinde auch für den Unterhalt dieser „Sauve-Garde", wie man solche Kommandos früher nannte, sorgen mußte, so waren sie doch das kleinere Uebel. Kurz nach diesen Ereignissen hatte Kötzschenbroda einen für den Ort und das ganze Kirchspiel hochwichtigen Besuch. Auf ihrer Reise nach Dresden zum dort weilenden König von Preußen erschienen am 18. Dezember in den Abendstunden der preußische Geheimrat von Vockerodt und der Staatsminister Graf Podewils im Dorfe und stiegen im Pfarrhause ab. In der Unterhaltung muß Pfarrer Behrisch den preußischen Beamten die Lage seiner Beichtkinder als sehr bedrängt geschildert und um nachhaltigen Schutz der Orte vor Plünderungen gebeten haben. Jedenfalls erhielt das Kirchspiel, angeblich auf Fürsprache der preußischen Gäste des Pfarrers Behrisch, den bekannten, am 19. Dezember zu Dresden ausgestellten Schutzbrief Friedrichs des Großen, der allen Angehörigen des preußischen Heeres bei Leib- und Lebensstrafen jede Plünderung in den fünf Dörfern des Kirchspieles und in den Weinbergen verbot. Am 22. Dezember erschien trotz dieses Schutzbriefes der in Naundorf im Quartier liegende preußische Dragonermajor von Bronikowsky im Pfarrhause und verlangte von Pfarrer Behrisch die Auslieferung des Eigentums des schon erwähnten sächsischen Garde-du-corps-Majors von Preuß, das dieser demselben in Verwahrung gegeben hatte. Der Offizier beachtete den vorgewiesenen königlichen Schutzbrief nicht mit dem Bemerken, daß dieser Brief sich nur auf das Eigentum der Einwohner, aber nicht auf das des feindlichen Majors beziehe und nahm die Sachen mit Gewalt. Dieses Vergehen gegen die preußische Manneszucht bekam dem Dragoner aber schlecht. General von Schwerin ließ ihn festnehmen und einige Tage in der Kaditzer Schule einsperren. Am 25. Dezember 1745 beendete der in Dresden geschlossene Frieden den zweiten Schlesischen Krieg, nachdem zehn Tage vorher der Donner der Schlacht bei Kesselsdorf die Bauern der Lößnitzdörfer in Angst und Schrecken versetzt hatte und Friedrich der Große am 18. Dezember in Dresden eingezogen war. Sachsen wurde in den Friedensbedingungen die Zahlung von einer Million Taler an Preußen auferlegt. Kötzschenbroda hatte zu dieser Summe rund 500 Taler beizusteuern.

Der dritte Schlesische Krieg, der unter dem Namen Siebenjähriger Krieg in die Geschichte eingegangen ist, scheint anfänglich für die Lößnitzdörfer wenig direkte Beschwerden gebracht zu haben. Zwar rückten Ende August 1756 preußische Truppen in Sachsen ein und besetzten das Land, aber die Chronik der Lößnitzdörfer meldet nichts von Einquartierungen während der ersten Jahre des Feldzuges. Erst 1758 berichtet das sogenannte Hoflößnitzer Manual, daß preußische Truppen ein Lager bei Reichenberg und Wahnsdorf bezogen hätten, und daß die Weinberge der Hoflößnitz durch die Soldaten viel Schaden erlitten. Auch das für das Vieh der Hoflößnitzer Winzer im Hohen Haus, dem heutigen Spitzhaus, aufbewahrte Heu und Stroh sei gewaltsam requiriert und verfüttert worden. Allmählich spürte aber die Gegend zwischen Dresden und Meißen mehr und mehr die Kriegszeit. 1759 spielte sich am Hohen Hause ein kleines Scharmützel zwischen preußischen und österreichischen Soldaten ab. Man hatte auf das Hohe Haus eine „Salve Garde" von 27 Mann vom Korps Kleefeld, das in Neudorf kantonnierte, gelegt. Diese Wache, die vom 15. bis 22. Oktober auf dem Hohen Hause lag, wurde einmal nachts von einem Kroatentrupp angegriffen. Bei der gegenseitigen Schießerei blieb einer

von den Kroaten tot auf dem Platze und wurde in der Jungen Heide begraben. Als die Wache zurückgezogen wurde, streiften die in der Dresdner Heide liegenden Kroaten wieder bis zur Lößnitz und nahmen u. a. dem Hofwinzer Mehlig nachts die Kuh aus dem Stalle. Aehnlich mag es wohl manchem Bauern der Lößnitzdörfer gegangen sein. Im Dezember 1759 spielten sich auch in der östlichen Lößnitz Gefechte ab, bei deren einem am 5. Dezember, wie das Kaditzer Totenregister meldet, ein Dresdner Bürger, der in der Tür seines Oberlößnitzer Weinberges stand, von einer preußischen Kugel getroffen und getötet wurde. Die Obergohlisser Schiffsmühle ging in Flammen auf. In Cossebaude lag das Regiment Forcade in Winterquartieren und bei Serkowitz bestand eine Schiffsbrücke. 1760 wurde auch im sogenannten Kötzschenbrodaer Tännigt, heute die Gegend der Niederwarthaer Brücke, eine Pontonbrücke geschlagen. Die Belagerung und Beschießung Dresdens am 12. Juli 1760 hatte viel Dresdener in die Weinberge der Lößnitz flüchten lassen und auch von den Lößnitzdörfern wird berichtet, daß sie von geflüchteten Dresdenern überfüllt gewesen seien.

Friedrich der Große hat einige Male in der Lößnitz geweilt und auf dem Spitzhause übernachtet, in dessen Mittelbau, dem eigentlichen Hohen Hause, noch heute der Saal im ersten Stock gezeigt wird, der dem König als Nachtquartier diente.

Das Hoflößnitzer Manual berichtet über diese Besuche Friedrichs des Großen folgendes: „Den 11. und 12. September (1758) brachte des Königs von Preußen Majt. aufm Hohen Hause zu, das Lager aber derer Preussischen Trouppen unter Commando des Marggrafen Carls Hoheit stand bey Reichenberg und Wahnsdorf. Den ersten Tag Abends haben Ihro Majt. im Saale des Hohen Hausses alleine gespeisset und geschlafen, den andern Mittags aber unter einem im Garthen aufgeschlagenen Zelte mit etlichen Offiziers gespeisset und sind abend um 5 Uhr nach der Gegend Dressden aufgebrochen. Die Suite ist erst am 13ten Vormittags nachgefolget."

1760 weilte Friedrich der Große wieder auf dem Spitzhause. Das Hoflößnitz-Manual verzeichnet über diesen Besuch, daß der König „zum 2ten mahl aufm Hohen Hauff das Haupt- und Nachtquartier" hatte. „Des andern Tages sehr frühe sind Majt. wieder von hier ab- und zur Armee gegangen, welche vor Dressden gerücket ist. Auch ist das bald darauf die Stadt Dressden betrofene unglückliche Bombardement aufm Hohen Hausse leider sehr genau anzusehen gewesen." Die Beschießung Dresdens hatte für die Lößnitzortschaften, wie für alle anderen des Amtes Dresden, u. a. die Folge, daß die Dörfer Mannschaften zu Aufräumungsarbeiten nach der Hauptstadt schicken mußten. Zunächst mußte die Brandstelle des Amtshauses in der Kreuzstraße bewacht und aufgeräumt, die etwa noch von der Vernichtung verschont gebliebenen Akten geborgen und die noch vorhandenen Brandherde abgelöscht werden. Geräte dazu hatten die befohlenen Mannschaften selbst zu stellen. Im Januar 1761 erging der Befehl, daß von den Amtsdörfern täglich 50 Wagen nach Dresden geschickt würden, um den Brandschutt aus der Stadt auf die Schanzen vor ihren Toren zu fahren. 415 Häuser Dresdens waren durch die Beschießung zu Ruinen geworden. Schubert berichtet, daß nach leider heute nicht mehr vorhandenen Aufzeichnungen des Niederschänkenwirtes Martin Müller (Goldener Anker) demselben am 22. Juli durch Plünderung feindlicher Truppen ein Schaden von 781 Talern erwachsen sei. Wie die Niederschänke werden wohl auch bei dieser Plünderung die Höfe und Häuser der Bauern heimgesucht worden sein.

Wie stark die Lößnitz während des Siebenjährigen Krieges mit Einquartierungslasten beschwert wurde, zeigt eine Aufstellung bei Schubert. Danach lagen von Dezember 1756 bis Februar 1757 in Kötzschenbroda preußische Proviantkolonnen, im März in Naundorf Artillerie. Im Jahre 1758/59 waren in Kötzschenbroda sächsische Trabanten (Garde du corps), 1760 das Lazarett der österreichischen Lichtenstein-Dragoner im Mai, im August das kurpfälzische

Kürassierregiment und im Dezember das sächsische Dragonerregiment Graf Rutowsky einquartiert. 1761 kantonnierte im März und im November das österreichische Dragonerregiment Graf Bathyani, und 1762 ein Kürassierregiment in Kötzschenbroda und Naundorf.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn der Saft in den Bäumen steigt ...

In früheren Jahrhunderten war dann die große Zeit der Picher.

Der Bergwald wird im Frühling in dem vielfältigen Sprießen, Grünen und Blühen, das ihn erfüllt, zur Offenbarung kraftvollen Werdens und Wachsens. Wir freuen uns seiner Schönheit und sind besorgt, daß keiner sie mit frevelnden Händen zerstört.

In früheren Jahrhunderten sahen die Waldbewohner allerdings in diesem Sicherneuern des Waldes, wenn der Saft in den Bäumen steigt, die Aufforderung, sich eiligst ihren Anteil am Ueberfluß, den die Natur im ewigen Ablauf des Werdens und Vergehens ausstreut, zu sichern. So zogen vor drei, vier Jahrhunderten durch die Waldwildnis, die einst fast weg- und steglos das Erzgebirge bedeckte, die Picher, die den Bäumen den klaren Saft, das Harz, abzapften. Mit gebogenen Haumessern ritzten sie die Rinde der Bäume, die kräftig genug waren, um Ausbeute zu versprechen. Weite Waldgebiete wurden von ihnen derart „bearbeitet", und unzählige Bäume zur herbstlichen „Harzweide" vorbereitet. In die offenen klaffenden Wunden drängte das Blut des Baumes, das Harz. Den ganzen Sommer über blieben die Peckwälder unberührt, und allmählich setzten sich an den Rissen, die die Picher den Bäumen beigebracht hatten, dicke Harzklumpen an. Wenn der Herbst herankam, begann die Ernte. Mit scharfen eisernen Geräten wurde das Harz abgekratzt, in Körbe gesammelt und zu den Pechhütten gebracht, wo die Picher es in den „Griebenherden", ausgehöhlten Steinen oder Tonpfannen, solange sotten, bis alle Unreinigkeiten sich gelöst hatten und abgeschöpft werden konnten.

Zumeist ist die Harzweide von den Bewohnern der Dörfer und Städte im Waldgebiet nur für den eigenen Bedarf betrieben worden. Ein Beispiel, man kann fast sagen industriell betriebener Harzweide, finden wir jedoch im Vogtland. Nach dem Vorbild des Bergbaues hatten sich in Auerbach i. V. schon um 1500 die zum Pichen berechtigten Familien zu Pechgewerken zusammengeschlossen. Dank der größeren Finanzkraft, die sie dadurch erlangten, konnten sie immer größere Waldgebiete als Pechwälder zu Lehen nehmen. So erhielten die Auerbacher Pechgewerken nach und nach die Harzweide in den Wäldern, die sich längs der einstigen sächsisch-böhmischen Landesgrenze erstreckten. Die Pechwälder wurden in Schichten eingeteilt, Schichtmeister überwachten die Arbeit der Picher. Am Stadtrande von Auerbach waren in den Jahrhunderten, in denen die Picherei in Blüte stand, etwa 40 Pechhütten in Betrieb. Vier Pechhäuser nahmen die Fässer mit dem gewonnenen Pech auf, bis es die Pechkärrner auf ihren Fahrten weit ins Niederland schafften. Hunderte von Zentnern Pech wurden alljährlich hergestellt. Auerbach war als „Pechstadt" über die Grenzen Sachsens hinaus bekannt. Die große Ausdehnung der Harzweide war mit darauf zurückzuführen, daß die Nutzung des Holzreichtums der Wälder wegen der Transportschwierigkeiten unmöglich war. Als jedoch Floßgräben angelegt worden waren und so eine entsprechende Holznutzung betrieben werden konnte, mußte die Harzweide mehr und mehr zurücktreten. Vor 60 Jahren waren im ganzen oberen Vogtland nur noch 333 Zentner Pech aus den Wäldern gewonnen worden. Bald darauf hörte die Picherei ganz auf. Eins der ältesten Gewerbe in den Bergwäldern, das im Vogtland z. B. 1462 erstmalig urkundlich nachgewiesen wird, ist heute ganz ausgestorben.

Die Elbaue

Blätter für sächsische Heimatkunde

Nr. 9 17. Jahrgang Beilage zum General-Anzeiger September 1940

Kriegszeiten in der Lößnitz

2. Fortsetzung

Franzosenzeit

Der Friede zu Hubertusburg, der, am 15. Februar abgeschlossen, dem Siebenjährigen Kriege ein Ende machte, mag die Lößnitzdörfer haben ebenso aufatmen lassen wie das übrige Land. Allerlei Andenken hatte er auch in den Lößnitzdörfern hinterlassen, Andenken, die sich nur in kleineren Kreisen, in den einzelnen Dörfern, bemerkbar machten und die mit den Kriegshändeln nur indirekt zu tun hatten. Trotz aller Plackereien, die die Bauern durch die Einquartierungen erlitten, scheint sich doch in der einen oder der anderen Bauernfamilie ein gutes Verhältnis zu den preußischen Soldaten entwickelt zu haben, so daß die Trauregister der Kirche Kötzschenbroda sogar einige Trauungen preußischer Soldaten verzeichnen können. Auch mag der oder jener derselben an der Lößnitz derart Gefallen gefunden haben, daß er sie zu seiner Wahlheimat machte. So erzählt Schubert in seiner Chronik, daß der Stammvater der lange in Naundorf ansässigen Familie Vietze, Gottfried Vietze, ehemaliger preußischer Grenadier aus dem Brandenburgischen, nach dem Siebenjährigen Kriege in dem Dorfe zurückgeblieben sei. Seine Familie betrieb lange Zeit das einzige Krämergeschäft des Dorfes (heute Bäckerei Frenzel) und einer seiner Nachkommen war fast ein Vierteljahrhundert Gemeindeältester in Naundorf.

Aber auch unangenehme Nachwehen der langen Kriegszeit machten sich neben der allgemeinen schwer mitgenommenen wirtschaftlichen Lage im flachen Lande bemerkbar. Die Ruhe, die die Dörfer so dringend gebrauchten, wurde durch „Marodeurs, Ueberläufer und anderes sich zusammengefundenes liederliches Gesindel mit Gewalttätigkeiten und Beraubungen gestöret." Der Kurfürst erließ darum am 23. Februar 1763 ein Mandat, das den Gerichtsobrigkeiten auftrug, durch Einrichtung von Dorfwachen und Streifposten durch die Wälder, Kontrolle der Schänken und Gasthöfe „scharfe Obsicht zu führen und bey sich ereignenden gewaltsamen Ueberfällen sich solchen Stöhrern der allgemeinen Ruhe mit äußerster Gegenwehr widersetzen und durch Anschlagen der Sturmglocke ihre Nachbarn ungesäumt zu Hilfe zu rufen." Das Mandat ist im alten Naundorfer Gemeindearchiv vorhanden und wird wohl auch allen anderen Dorfgerichten zugegangen sein. Ob die Lößnitzdörfer in die Lage

gekommen sind, nach dieser Anordnung der Regierung zu verfahren, weiß man nicht, wenigstens ist nichts davon auf unsere Zeit gekommen. Auch in einem Straßennamen hat sich, ob zu Recht oder Unrecht mag dahingestellt bleiben, eine Erinnerung an die Kriege Friedrichs des Großen erhalten, in der Bezeichnung „Kroatengrund" im Stadtteil Naundorf. Die Ueberlieferung will wissen, daß sich in dieser früher einsamen Bergschlucht einmal eine Abteilung österreichischer Kroaten gelagert habe.

In den dem Frieden von Hubertusburg folgenden Jahrzehnten bereiteten sich im Westen Europas die großen weltgeschichtlichen Ereignisse der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege langsam vor, von denen das letzte auch unsere Lößnitzdörfer in Mitleidenschaft zog. War schon in den Kriegen Friedrichs des Großen die nahe Festung Dresden einer der wesentlichen Brennpunkte derselben gewesen, so war die Stadt in den Feldzügen Napoleons des Ersten ein nicht minder wichtiger strategischer Platz für Napoleon wie für seine Gegner, so daß die nähere und weitere Umgebung Dresdens wieder Kriegsnöte in reichlichem Maße zu spüren bekam. Die Jahre 1806 bis 1813 verzeichneten für unsere engere Heimat viele schwere Tage und Monate. Man kann sich ein ungefähres Bild von den Nöten der Lößnitzdörfer in jener Zeit machen, wenn man den Bericht der Naundorfer Gerichte an die Meißnische Kreisdeputation liest, in dem sie am 5. Mai 1813 die Unmöglichkeit der dem Dorfe aufgelegten Requisition darlegten und zum Schlusse sagten: „Inmaßen denn wir Gerichten bey unserer Pflicht versichern, daß weder ein Halm Heu, noch eine Metze Getreide, noch weniger einiges Zugemüse sich in unserem Dorfe befindet, auch mehrere von uns nicht einmal aussäen können."

Für die Dörfer war schon das Jahr 1809 besonders schwer durch die anhaltenden Durchmärsche der verschiedensten Truppeneinheiten, die nach zeitgenössischen Berichten vom März bis in den September hinein ununterbrochen anhielten. Nach französischen Regimentern kamen nach dem Tage von Aspern Truppen der Verbündeten, die auf ihren Märschen Anforderungen an die Bauern stellten, die schwer, oft gar nicht zu erfüllen waren. So sollte beispielsweise Naundorf am 2. März 1809 auf „geschwinde Ordre" für 300 Mann durchmarschierende Infanterie „eine gute Mittagsmahlzeit, die Getränke und was sonst zur Verpflegung gehörig", von einer Stunde zur anderen aufbringen. Aehnlich war die Veranlassung zu der erwähnten Eingabe der Naundorfer an ihre vorgesetzte Behörde. Am 4. Mai 1813 erhielt das Dorf den Auftrag, bis zum anderen Morgen neun Zentner Mehl, drei Scheffel Bohnen und andere Hülsenfrüchte, 1½ Zentner Fleisch, 60 Scheffel Futtergetreide und 50 Zentner Heu zu schaffen. Ganz unmöglich für die Gemeinde, diese Forderung zu erfüllen. Sie schrieben daher, wie es dem Dorfe bisher ergangen. Vom 25. März bis Anfang Mai, also in reichlich einem Monat, hatten die Naundorfer nacheinander 400 Kosaken, 150 Mann preußische Artillerie, 120 Mann verwundete Russen, Traintruppen, Kavallerie und schließlich wieder 80 Mann Russen aufzunehmen und zu verpflegen. Alle diese Einquartierungen kosteten dem Dorf weit über 800 Taler, für einen Ort von etwa 300 Einwohnern eine beträchtliche Summe. Kaditz berechnete seinen Aufwand einschließlich des durch die Truppen angerichteten Schadens im Jahre 1813 mit rund 2300 Talern, und für Kötzschenbroda berichtete der damalige Besitzer der Niederschänke, Karl Friedrich Müller, in seiner Eigenschaft als Subdelegierter des Hilfsausschusses, also als amtliche Person, daß das Kirchdorf durch Lieferungen und Plünderungen 23 100 Taler, durch Einquartierungen 18 920 Taler, insgesamt 42 020 Taler Schaden erlitten habe. Die hohe Summe wird erklärlich, wenn man hört, daß einmal in einer Nacht 4000 Mann Infanterie und 700 Mann Artillerie ins Dorf gelegt wurden, abgesehen von den übrigen geringeren Einquartierungen. In der Pfarre lagen in jener Nacht 100 Mann und in der kleinen Schule an der Oberschänke 90 Mann Militär. Die erst 1806 erneuerte Schiffsmühle ward 1813 von den Franzosen abgerissen und zu einer Schiffsbrücke zwischen Niederwartha und Naundorf verwendet. Kaum wieder aufgebaut, erfuhr sie das gleiche

Schicksal in demselben Jahre noch einmal durch die Oesterreicher. Die Lasten waren für Kötzschenbroda um so drückender, als wenige Jahre vorher, 1805, erst das halbe Dorf, 58 Grundstücke und 32 Scheunen, durch einen großen Brand vernichtet worden war.

Am 11. August 1809 sah das Dorf Zitzschewig den feierlichen Empfang des sächsischen Königs, der mit der königlichen Familie von Frankfurt am Main nach Dresden zurückkehrte. Die Dresdner berittene Bürgergarde war dem Monarchen bis Zitzschewig entgegengeritten, begrüßte ihn dort und eskortierte den Wagenzug in die Landeshauptstadt. Einen ähnlichen Akt sah es zwei Jahre später, als die Bürgergarde dem Kaiser Napoleon auf seiner Reise von Paris nach Dresden dieselben Ehren erwies. Wieder ein Jahr später sahen die Lößnitzer Bauern den Reisewagenzug vorüberrollen, mit dem der König und der Kronprinz von Preußen nach Berlin reisten. Wenn auch die Lößnitz im großen Ganzen von Kampfhandlungen nicht berührt wurde, bis an ihre Ostgrenze schlugen die Kämpfe um Dresden doch ihre Wellen. Am südlichsten Zipfel der Kaditzer Flur, etwa dort, wo heute die Autobahnbrücke die Elbe überschneidet, war 1813 der Brückenkopf einer Schiffsbrücke nach Briesnitz, und um diesen Elbübergang wurde heftig gekämpft, wie der Ingenieur-Major Aster, ein Nachkomme des Kötzschenbrodaer Pfarrers gleichen Namens, in seiner „Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden 1813" erwähnt. Von den Kriegsopfern, die die napoleonischen Kämpfe aus dem Kirchspiel Kötzschenbroda forderten, gibt kein Ehrenmal Kenntnis wie von denen der späteren Kriege. Nur das Kirchenbuch meldet, daß neun Söhne der Parochie ihr Leben teils in Rußland, teils in Lazaretten ließen.

Wie alle Kriege früherer Zeit große Epidemien zur Folge hatten, so auch die Franzosenzeit unserer Heimat. Ihr folgte der Typhus, der die Sterblichkeit im Kirchspiel fast auf das Dreifache des Normalen aufschnellen ließ. 1813/14 verzeichnet das Sterberegister 210 Todesfälle. (Fortsetzung folgt)

Brandbriefe

Brandbriefe haben heute meist eine fatale Eigenschaft. Entweder sind es unbequeme Mahnbriefe oder irgend ein Familienglied, das in einer Geldklemme steckt, appelliert in ihnen an den Geldbeutel und die finanzielle Hilfe seiner Angehörigen.

Noch bei unseren Urgroßvätern hatten Brandbriefe eine ernstere Bedeutung. Sie wurden dann geschrieben, wenn ein Ort oder einzelne Höfe von einer Feuerkatastrophe heimgesucht worden waren. Dann wandte man sich mit Brandbriefen an die Nachbargemeinden und bat um deren Unterstützung, bat um Nahrungsmittel, Saatgut oder Geldspenden, um die Not im eigenen Dorfe schnellmöglichst zu lindern. Das Gemeinschaftsgefühl der Altbauern war auch so ausgeprägt, daß jedes Dorf, an das ein solcher „Brandbrief" gerichtet wurde, nach Kräften den Betroffenen mit Spenden beisprang. Sehr oft wurde solche Hilfe auch geleistet, ohne daß besonders von den Brandgeschädigten darum gebeten werden mußte. Die Unterstützten dankten dann immer mit Schreiben an die Spender für ihre freundnachbarliche Hilfe.

Als ich vor einer Reihe von Jahren das verschollene alte Gemeindearchiv von Naundorf, das bis zum Dreißigjährigen Krieg zurückreichte, auffand und sicherstellte, entdeckte ich unter den alten verblichenen und zerfressenen Schriftstücken auch eine ganze Reihe von Dankbriefen anderer Dörfer für erhaltene Unterstützung in Brandfällen, von an die Altgemeinde Naundorf gerichteten Bittbriefen anderer Orte, und von Schreiben solcher, die eine Naundorf bei einem der vielen Brände gewährte Beihilfe begleitet hatten. Aus der Fülle dieser Zuschriften seien zwei mitgeteilt, die in mehrfacher Hinsicht interessant sind, einmal, da sie aus Orten der Lößnitz stammten, zum anderen, weil in dem einen Falle die Spendergemeinde ausdrücklich auf ihre eigenen „Brandbriefe" bei einem vergangenen Schadenfeuer in ihrem Heimatdorfe Bezug nimmt.

Am 15. Mai 1790 brannten in Zitzschewig 38 Höfe und Häuser nieder. Naundorf unterstützte damals sein nächstes Nachbardorf mit Getreide, Brot und Geld. Für diese Nachbarhilfe bedanken sich die Rats- und Prokuraturamtsgemeinde — Zitzschewig stand damals noch unter den Lehnsgerichten des Dresdner Rates und des Prokuraturamtes Meißen — mit folgendem Dankschreiben in dem schwülstigen, pietistischem Stile jener Zeit. Sie schrieben:

Gott mit Euch

und Jesum zum Beystand und Kraft vor uns.

Unsere insbesondere werthesten Glaubensbrüder, ich meine hiermit die ganze christliche Gemeinde zu Naundorf. Wir Gerichtspersonen derer beyden Gemeinden zu Zitzschewig danken hiermit im Namen derer 38 armen Abgebranden, welche am 15ten May 1790 in Staub und Asche gelegt worden (!), bekennen hiermit mit gantz dankbahren Hertzen und aufgehobenen Händen eure große Liebe und Gutthätigkeit, die ihr an uns Armen bewiesen, in dem ihr uns 8 Schock ¼ Korn, 4 Schock 26 Bundt Stroh; 31¾ Stück Brodt und 6 Thaler 5 Groschen an baarem Gelde zu unseres großen Armuthsunterhaltes und Trostes geschickt habet.

Nun dieser Große Gott, der uns in seinem Zorn in Staub und in Asche geleget und uns dadurch gezeigt hat, daß er thun kann, was er will mit den Sterblichen auf Erden, der beweise sich auch wieder als liebreicher Vater an uns und segne wieder seine zerstreuten Gemeinden, die hie und da zerstreuet müssen seyn. Unser aller Wunsch ist, der himmlische Vatter segne die ganze christliche Gemeinde zu Naundorf mit allen ihren Gliedern groß und klein, arm und reich, jung und Alte. Er laße aber auch alle seyne Gnadensonne scheinen und segne euch diese Gaben und Geschenke bis auf Kindt und Kindtes-Kinder, er sey davor euer aller gnädiger Gott und Vatter und thue auch allen wohl bis ins tausendste Glied und bewahre euch alle vor dergleichen harten Zorns Ruthen in Gnaden. Er strecke seine Gnaden Handt über euch aus, wenn sich etwa ein Ungewitter über euch erhebet und lasse euch vor diese Guthat bis ans Ende eurer Tage gesegnet seyn. Wir bleiben danhero eurer aller Freunde und Nachbarn in Christo, so lange die Welt stehet. (!)

August Joachim Wächter, Raths Richter alda, Gottlieb Vetter, Richter.

Wesentlich kürzer und sachlicher als das in seiner unbeholfenen, unsicheren Rechtschreibung wiedergegebene Zitzschewiger Dankschreiben, ist ein Begleitschreiben der Radebeuler Häusler, das sie 1816 mit ihrer Spende bei einem Brandfalle nach Naundorf sandten und darin der dortigen Gemeinde ihre mangelnde Hilfsbereitschaft noch nach 13 Jahren vorhielten. Die Radebeuler Häusler schrieben damals:

Wir sämtliche Häußler von Radebeul schicken aus hertzlichem Mitleid eine kleine Beysteuer den 3 abgebrannten Nachbarn zu Naundorf, nämlich 1 Thaler Geld. Wir wünschen daher, das ihr diesen kleynen Beytrag bey den schlechten Zeitumständen in Liebe und Dank von uns annehmt.

Da doch unsere 3 Häußler zu Radebeil im letzten Brande 1803 von der Gemeinde Naundorf nichts bekommen haben, ob sie gleich zu zwey bis dreymalen angesucht und um eine gantz kleine Beysteuer gebeten, sie mochte bestehen, in was sie nur immer wollte, so hätten wir sie wollen mit großem Dank annehmen, aber bey aller Ansuchung und Bitte haben sie dennoch nichts erhalten.

Radebeil, am 10. May 1816.

Johann Christoph Kegel, Gerichtsschöppe.

Eine andere Form der Brandbriefe war die amtliche Bestätigung eines vorgefallenen großen Brandes durch einen behördlichen Ausweis für das Recht, die öffentliche Mildtätigkeit in Sachsen in Anspruch nehmen zu dürfen. Abgesandte der betroffenen Gemeinde gingen, ausgerüstet mit einem solchen Ausweis, „auf den Brand betteln" und sammelten Spenden ein. Der behördliche Ausweis verhinderte den Mißbrauch dieser Brandbettelei, wie man dieses Hilfswerk unschön nannte. —th.

Die Elbaue

Blätter für sächsische Heimatkunde

Nr. 10 | 17. Jahrgang | Beilage zum General-Anzeiger | Oktober 1940

Kriegszeiten in der Lößnitz

3. Fortsetzung

Der Krieg von 1866

Im Sommer des Jahres 1866 zogen am politischen Himmel Deutschlands wieder dunkle Wolken auf. Preußen und Oesterreich bzw. der Norddeutsche Bund kamen in Differenzen, die sich aus dem deutsch-dänischen Kriege von 1864 entwickelt hatten. Sachsen stand auf der Seite der Gegner Preußens. Mitte Juni brach der Krieg aus und am 20. des Monats sah die Lößnitz die ersten preußischen Truppen, drei Munitionskolonnen eines Artillerieregiments in Kötzschenbroda und das Totenkopf-Husarenregiment in Zitzschewig als Einquartierung in ihren Dörfern. Den ganzen Tag und die folgende Nacht gingen, wie die Kötzschenbrodaer Zeitung damals berichtete, starke Militärtransporte auf der Eisenbahn nach dem böhmischen Kriegsschauplatze. In Kötzschenbroda wurde durch die Gemeindebehörde eine Art Einwohnerwehr gebildet, um die Ordnung im Orte, besonders des Nachts, aufrechtzuerhalten. Serkowitz und die anderen Lößnitzdörfer folgten diesem Beispiele. Kötzschenbroda rüstete seine Sicherheitswache mit Piken aus, in anderen Dörfern zog man mit Holzäxten usw. auf Wache, eine Bewaffnung, die, wie die Zeitung bemerkt, doch etwas zu martialisch ausgesehen habe.

Der ersten Einquartierung folgten dauernd andere, am 21. Juni mehrere Eskadrons des 1. Landwehr-Husarenregimentes in Naundorf und Zitzschewig, die mit ihren Requisitionen eine starke Belastung für die Gemeinden waren, da Mann und Roß mit voller Ration verpflegt werden mußten. Als Spitze des preußischen Heeres erschien eine Abteilung Ulanen. Ein Zeitgenosse schildert als Augenzeuge den Durchmarsch der preußischen Truppen mit folgenden Worten: Wir sahen (von Altfriedstein aus), wie der preußische Vortrupp, der unsere Kornfelder für die Verstecke der Sachsen halten mochte, in keilförmigen Patrouillen die Fluren längst der Meißner Straße absuchend, nach Dresden marschierte. Auch über den Himmelsbusch, über andere Bergwege und am Elbufer entlang huschten Streifen, bis zuletzt ein ununterbrochener Heerwurm sich Stunde auf Stunde durchs Tal wälzte und auch gleich die kaum von den

Sachsen geräumten Quartiere, das Wurzener Jägerbataillon hatte in der Lößnitz kantonniert, in den Dörfern bezogen. Später, so erzählt unser Gewährsmann weiter, während der großen Kämpfe in Böhmen, sahen wir auf den sonst der Vogelwiese dienenden Feldern, wie preußische Ersatzpferde eingeritten wurden. Immer im Kreise um eine kleine feuernde Kanone wurden sie herumgejagt, damit sie sich ans Schießen gewöhnten. Für unsere Ortschaften waren die sich Monate hindurch hinziehenden Einquartierungs- und Requisitionslasten bei den schwachen Ernteaussichten drückend genug. Der Ausbruch des Krieges machte sich im Geschäftsleben, namentlich in Kötzschenbroda, stark bemerkbar. Blieben anfänglich die Lebensmittelpreise auf normalem Stande, so zogen sie aber bald recht beträchtlich an, um so mehr, als die Zufuhren unsicher und beschwerlich waren.

Drückten die Einquartierungen und die Requisitionen die Dörfer der Lößnitz wirtschaftlich schwer, so wurde dem Verhalten des preußischen Militärs von ihren Quartiergebern allgemein das größte Lob gezollt.

Ein recht böser Gast machte sich auch im Kriegssommer 1866 in Deutschland bemerkbar, die Cholera, die namentlich in Berlin sehr stark auftrat. In Coswig wurde von der preußischen Heeresverwaltung vorsorglich ein Choleralazarett eingerichtet, und die Gemeindevorstände der Dörfer veröffentlichten Verhaltungsmaßregeln, um den Ausbruch der Seuche zu verhindern. Außer einem Todesfall, der beim Rückmarsch der preußischen Garde durch Moritzburg vorkam, ist von einem Auftreten der Cholera in jenen Tagen nichts in der Lößnitz bekanntgeworden.

Am 21. Oktober wurde zu Berlin der Frieden zwischen Preußen und Sachsen abgeschlossen. Der Bruderkrieg, der zum letzten Male gegnerische Truppen in die Lößnitz brachte, war zu Ende. Sachsen trat dem Norddeutschen Bund bei. Oertlich wirkte sich dieser Umstand u. a. darin aus, daß das 1854 errichtete königlich sächsische Postamt in Kötzschenbroda mit dem gesamten sächsischen Postwesen dem Absatz VII der Friedensakte der Gesetzgebung und der Oberaufsicht des Norddeutschen Bundes unterstellt wurde. Das gesamte Telegraphenwesen Sachsens wurde dem preußischen angegliedert. Die Lößnitz besaß damals noch keine Telegraphenverbindung. Erst 1872 wurde dem Postamt auch eine Telegraphenstation angegliedert.

Bunte Burg im Berge

Ein Bergbauwunder im Ost-Erzgebirge

Der Erzgebirgswanderer, der das freundliche Bergstädtchen Altenberg im Ost-Erzgebirge durchschreitet, stößt in dessen Straßen, die bergauf und bergab klettern, auf die lockende Aufforderung „Besucht die Bunte Burg im Berge". Und wenn man seine Schritte nach den Weisungen der Wegtafeln richtet, steht man bald vor dem jahrhundertealten Wahrzeichen des Altenberger Bergbaues, vor der berühmten „Pinge". Der gewaltige Trichter eines riesenhaften Bergsturzes tut sich vor den Augen des überraschten Besuchers auf, ein Trichter, der bei über 200 Meter im Durchmesser sich etwa 70 Meter in die Tiefe senkt. — Am 24. Januar 1620, morgens zwischen 4 und 5 Uhr, weckte ein gewaltiger Donner das verschneite Bergstädtlein aus dem Schlummer, und als die erschrockenen Altenberger dem Schalle nach hinaus nach dem alten Zinnbergwerk eilten, sahen sie zu ihrem Entsetzen, daß der „Alte Berg" in sich zusammengebrochen war und acht Häuschen mit sich in die Tiefe gerissen hatte. 24 Bergleute waren durch den Bergsturz in der Tiefe begraben, 23 konnten in mühsamer Arbeit gerettet werden, einer blieb verschollen. Die Ueberlieferung will wissen, daß einer der Verschütteten leichtsinnigerweise eine der Säulen, die die Decke einer der großen Höhlen trug, weggeschlagen und damit

den Zusammensturz verschuldet habe. Mittendurch wurde durch den Zusammenbruch die ganze Anlage des Zinnbergwerkes gerissen und heute stehen die Felsenruinen mit ihren vielfachen Stollenöffnungen, ihren Schächten als Schulbeispiel mittelalterlicher Bergbautechnik auf der Kuppe des „Alten Berges".

Hier in diesem Einsturztrichter der Pinge liegt der Zugang zu der Wunderwelt der „Bunten Burg im Berge", jenes alten Zinnbergwerkes, das vor rund 500 Jahren, um 1440, Berghäuer aus Graupen und Zinnwald begannen und die, angesiedelt vom Grundherrn des Berggebietes, dem Ritter Walzek von Bünau, Gründer der heutigen Stadt Altenberg wurden. Siebenhundert Jahre alt ist der erzgebirgische Zinnbergbau, der das einzige Zinnvorkommen im Altreiche seitdem ausbeutet. Ursprünglich in sekundären Lagerstätten, sogenannten Seifen, anstehend, bot das aus dem verwitterten Gestein gelöste und angeschwemmte Zinnerz dem mittelalterlichen Bergbau leichten Abbau. Diese Seifen erschöpften sich aber in wenigen Jahrzehnten. Die Bergleute waren gezwungen, das Erz in seinen primären Lagerstätten aufzusuchen, in den Erzgängen des Urgesteins, des Granits.

Schwer war die Arbeit der mittelalterlichen Bergknappen. Ihnen standen nicht die Hilfsmittel der modernen Bergbautechnik, Preßluftbohrer und die starken Sprengmittel späterer Zeit zur Verfügung, um das harte Gestein zu zwingen, seinen Erzreichtum zu überlassen. Kienspan und Oelfunzel leuchteten ihnen unter Tag, wenn sie mit dem Berggezäh, Hammer und Eisen, gegen den Fels angingen, den sie mit Feuer und Wasser vorher mürbe gemacht hatten. Feuersetzen nannte man dieses primitive Verfahren. Man schichtete Holz in die angeschlagenen Stollen, entzündete es und schreckte den durchglühten Fels mit kaltem Wasser ab. Diesem Feuersetzen der alten Bergleute verdankt Altenberg seine Sehenswürdigkeit von heute, seine „Bunte Burg im Berge". Sie verdankt sie weiter der Mächtigkeit der Erzgänge, durch deren Abbau die gewaltigen Höhlen im Berge entstanden. Die alten Berghäuer werden es sich wohl kaum haben träumen lassen, als sie diese Weitungen in jahrzehntelangem Abbau auswühlten, daß sie damit ihren Nachfahren eine außergewöhnliche Sehenswürdigkeit hinterließen; ein Bergwunder von seltener Schönheit.

Lange Zeit war diese Wunderwelt im Berge für die Fremden verschlossen. Erst die allerjüngste Zeit hat sie allen Naturfreunden, die die Bergstadt besuchen, zugängig gemacht.

Oben am Rande der Pinge steht das schmucke Einfahrtshaus in die „Heinrichsstolle", wie das alte Zinnbergwerk genannt wird. Zur Fahrt in die Unterwelt ladet es den Besucher ein. Zur „Fahrt" — der Bergmann „fährt" nun einmal ein, auch wenn er hunderte von Metern tief auf Leitern hinab in seine Grube steigt. Das war schon in alten Zeiten so und ist es heute noch, wenn er auch heute mit mehr Berechtigung von Fahren spricht, wenn er mit dem modernen Fahrstuhl, dem Förderkorb, in die Tiefe saust.

Fahren wir mit! — Aber vorher müssen wir uns entsprechend einkleiden lassen. Ein weiter Schutzmantel wird übergezogen, denn unten tropft das Bergwasser dauernd. Eine dicke Filzkappe wird aufgestülpt, denn es geht durch enge, niedrige Stollen von einer Weitung zur anderen. Fünfzehn solcher Weitungen sieht der Besucher auf seiner Fahrt, eine immer größer und schöner wie die andere. Man steigt erst über Tag hinunter fast bis auf den Grund der Pinge und steht schließlich vor der Einfahrt, dem Stollen, der in das Innere des Berges führt. Etwas skeptisch betrachtet man die kümmerliche „Blende", das Grubenlicht des freundlichen Führers. Aber unbesorgt kann man ihm folgen, denn plötzlich flammen tief unten im Bergwerk mächtige Scheinwerfer auf und beleuchten die Gänge und Höhlen, durch die man schreitet. Allmählich geht es zunächst in den Berg, dann führt uns ein bequemer, moderner Fahrstuhl über 50 Meter in die Tiefe. Ein gewaltiger Felsendom tut sich auf und staunend steht man vor diesen riesenhaften Zeugen mittelalterlicher, mühseliger Bergmannsarbeit.

Und die Bewunderung hält an, wird immer größer, je weiter man durch die Wirrnis der vielen Weitungen und Höhlen geführt wird. In allen Farben des Regenbogens leuchten die glatten, hohen Wände des Berges. Rot, grün, weiß schimmert es im Strahle der Scheinwerfer. Die Bergwasser lösen die Erze, die in dem Granit des Gebirges eingeschlossen sind. Eisenerz steht dort an, wo sich der Fels leuchtend rot färbt, Kupfersalze haben das Gestein mit blaugrünem Schimmer überzogen, weiß zeigen sich die Lagerstätten des Arsen und schwarzgrau die des Zinns, jenes Erzes, nach dem der Mensch hier seit vielen Jahrhunderten den Berg durchwühlt. Allerhand Namen tragen die verschiedenen Weitungen der Heinrichssohle. Da gibt es ein „Grünes Gewölbe", von dessen Wänden Stalaktiten grüner Kupfersalze phantastisch herableuchten, einen „Großen Knappensaal". In einer der Grotten glaubt man einen verzauberten Wald zu sehen. In Kriegszeiten flüchteten Altenberger Bewohner oft vor feindlichen Horden in die Tiefe des Berges, brachten sich in seinen Höhlen in Sicherheit. In einer dieser Höhlen gaben 1813 zwei Mütter Kindern das Leben; als „Geburtsgrotte" wird sie heute den Besuchern gezeigt.

Der Besuch der „Bunten Burg im Berge" ist wie der eines jeden Bergwerkes ein tiefgehendes Erlebnis für einen jeden Menschen, und hier im Altenberger Zinnbergwerk, der Heinrichssohle aus dem Mittelalter, staunt immer wieder der Gegenwartsmensch über die gewaltigen Leistungen einfachster Bergbaumethoden, steht ehrfurchtsvoll vor der Arbeit längstvergangener Geschlechter.

Die „Bunte Burg" ist heute nur noch ein Schaubergwerk, in dem nicht mehr gearbeitet wird. Aber unter ihm, in 200 Meter Tiefe, wird immer noch nach dem kostbaren, weißglänzenden Zinn gegraben. Auf und nieder sausen unablässig die Förderkörbe der modernen Schachtanlage, zu der uns ein langer, enger und niedriger Stollen führt. In der weiten unterirdischen Welt des mittelalterlichen Bergwerkes der „Bunten Burg" aber herrscht tiefstes Schweigen, nur unterbrochen von geheimnisvollem Rieseln und Tropfenfall der Bergwässer — von der ewigen Stimme des Berges. —th.

Dedo von Groitzsch

Vor 750 Jahren starb Dedo, genannt der Feiste, Graf von Rochlitz und Groitzsch. Er wurde 1156 geboren. Sein Vater Konrad, der zum ersten Male die Wettinschen Besitzungen und Rechte zu einer geschlossenen Macht in Sachsen vereinigte, hatte ihm Rochlitz hinterlassen. Dazu erwarb er nach dem Tode seines älteren Bruders Dietrich 1185 auch die Mark Lausitz. Wie Wipprecht von Groitzsch, dessen Besitz, die Burg Groitzsch, er geerbt hat, steht auch Dedo der Feiste in der Reihe der Männer, deren wirtschaftlicher und politischer Einfluß noch heute in Westsachsen nachwirkt.

Er gründete 1174 das Kloster Zschillen (Wechselburg), das für den gesamten Umkreis von großer Bedeutung wurde. Das Land wurde wirtschaftlich aufgeschlossen. Kulturelle Mittelpunkte wurden geschaffen, in denen die Bau- und die Bildhauerkunst zu den schönsten Leistungen erblühten. Eines der wichtigsten Bauwerke jener Zeit ist die von Dedo gestiftete, noch heute weit berühmte Kirche von Wechselburg mit ihrem reichen bildhauerischen Schmuck. Dedo trägt das Modell dieses wichtigen spätromanischen Baues auf seinem Grabmal in dieser Kirche. Aus Rochlitzer Porphyr ist dieses Doppelgrabmal gearbeitet, erstaunlich lebensvoll zeigt es den Grafen Dedo und seine Gemahlin Mechthildis auf der Tumba ruhend und ist ein einzigartiges Zeugnis für die Bildhauerkunst aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts. In eine Zeit voller Gärung, reich an tapferen Kämpfern, voll von vordringendem Deutschtum, führt uns das Gedenken an Dedo zurück.

Die Elbaue

Blätter für sächsische Heimatkunde

Nr. 11 | 17. Jahrgang | Beilage zum General-Anzeiger | November 1940

Volksschicksal im Kinderlied

Uralte germanische Vorstellungen noch heute erhalten — Zeitbilder der Vergangenheit im Spiel- und Schlummerlied

Das alte Kinderlied, das, vielfältig abgewandelt, sich durch die Jahrhunderte hindurchgerettet hat, birgt Geschichte. Man möchte ihm das nicht zutrauen, dem zärtlich leichten, dem warm beschwichtigenden. Man möchte auch diese Zwiesprache zwischen Mutter und Kind, als die es ursprünglich zu denken ist, dieses unbelastetste Gespräch, das die Welt kennt, nicht mit dem Geschick der Völker beschwert wissen. Denn dies Geschick vermag ohne Leid und Tränen und Blut nicht einherzugehen. Dann aber dürften die Mütter nicht das Herz des Volkes in Händen halten. Dann dürfte ihr Sorgen und Schaffen nicht um die Zukunft des Volkes gehen. Dann dürften Frauen nicht die Trägerinnen der Geschichte sein, die Männer machen.

Nicht einmal die Motive unserer schönsten Kinderlieder stehen außerhalb von Betrachtungen, die um die Geschicke der Welt kreisen. Einmal sind diese Lieder vielleicht von Erwachsenen gesungen worden. Sie tauchten durch den Strom der historischen Erscheinungen auf den Grund aller Dinge. Sie wissen von kosmischen Vorgängen und Naturgesetzen, ein tiefes Wissen, das in einfältiger Form nun dem jungen Leben mit auf den Weg gegeben wird. Denken wir an den lustigen Vers vom Heserlmann und dem Hollerbrunnen:

Hopp, hopp Heserlmann!
Unsa Katz hat Stiefeln an,
Rennt damit nach Hollabrunn,
Find a Kindla in da Sunn,
Wiä sull's hoaßn?
Kitzl oder Goaßn?

Der Brunnen der Holda, draus die Kinder gehoben werden, der Lebensquell fließt in dem Vers, und Holda-Friggas heiliges Tier tut seinen Weg. Es ist der gleiche Brunnen, in den in dem Märchen von Frau Holle die ungleichen Schwestern ihre Spindeln werfen, das geheimnisvolle Tor zur Welt.

Oder denken wir an das Spiellied, in dem sich die Kinder unter den Hollerbaum hocken. Hier trifft die Gestalt der Holda zusammen mit dem Gedanken vom Lebensbaum, der durch den Hollerbusch dargestellt wird, jenes Sinnbild des Daseins, von dem sich die germanische Seele nie hat trennen mögen.

Geschichte aber ist das alles noch nicht. Es ist Wissen, das vor der Geschichte liegt, das aber im Lauf der Jahrhunderte zu verdämmern beginnt und sich mit Vorstellungen mischt, die aus dem Erleben, aus dem erlittenen Schicksal wuchsen. Da ist das Maikäferlied, das mit kleinen Abwandlungen in fast allen deutschen Gauen gesungen wird und das wohl als eines der ältesten deutschen Kinderlieder zu werten ist. Es ist ein Lied, das um zwei Welten weiß, die eine im Bekannten, heimselig Geborgenen, die andere draußen, erfüllt von Gefahren und beherrscht vom Unwägbaren, Geheimnisvollen. Das Pommerland, das nach Aussage unseres Maikäferliedes abgebrannt sein soll, deckt sich mit dem Engelland anderer Kinderlieder, das nicht etwa den geographischen Begriff „England" meint, wohin es heutige Jugend zu fahren zieht. Es meint die Außenwelt schlechthin, in der die Helden ihre Taten tun, in der alle Rätsel des Lebens ihre Statt haben, in der die Geschicke der Welt auf wunderbare Weise vorbereitet werden. Später erst verdichten sich die Begriffe. Alte Formen des Liedes wissen noch vom Hollerland, erst die neueren lassen Maikäfers Mutter im Pommerland sein. Die verdämmernden Vorstellungen vom Hollerland wurden überdeckt von den fürchterlichen Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges. Das brennende Hollerland meint Gedankengänge, die denen von der Waberlohe oder vom Weltenbrand verwandt sind. Pommerland aber brennt wirklich, ist überflammt von den Greueln jenes dreißigjährigen Ringens. Kein Wunder, daß sein Erinnern in Mutterherzen bewahrt blieb, die noch an der friedlichen Wiege des Kindes nachzittern.

Im Paderbornischen singen die Jungen ein Lied:

Hermen, sla Dermen,
sla Pipen, sla Trummen,
de Kaiser will kummen
mit Hammer un Stangen,
will Hermen uphangen.

Es ist ein altes Winteraustreiben, das hier erhalten ist, aber auch überwuchert von späteren Erfahrungen. Ist doch des Liedes Heimat die Stätte der Auseinandersetzungen zwischen Kaiser Karl und den Sachsen. Und die bedrohliche Lage der Sachsen wird in ihm durchaus deutlich. Bekannter ist der Vers:

Hoppe, hoppe Habermann,
Zieh dem Pferd den Zaum mal an,
Reit damit nach Amsterdam,
Von Amsterdam nach Spanien,
Von Spanien nach Oranien,
Und als ich nach Oranien kam,
Da sah ich mein eigen Wunder an:
Die Kuh saß hinterm Herd und spann,
Das Kalb lag in der Wieg' und sang,
Der Hund, der rührt die Butter,
Die Katze wäscht die Schüsseln,
Die Fledermaus, die kehrt das Haus,
Die Schwalbe trägt den Schmutz heraus,
Die Elster schmückt die Wand
Mit rotseiden Band.

Ursprünglich mag auch dieser Vers den unübersichtlichen Verhältnissen in der Außenwelt gewidmet gewesen sein, die durch das Eindringen des Tierreiches in die Menschenwelt wiedergegeben werden. Der ebenso bekannte Vers von

der Mühle: Eins, zwei, drei, hicke, hacke, Heu, schildert das ähnlich. Aber nun tritt an die Stelle der wunderlichen Zustände in der Mühle die tolle Reiterei zwischen Spanien und Oranien und schließlich die Uebertragung der Verwirrung auf Oranien, d. h. die Niederlande. Auf den ersten unbefangenen Blick erscheint das Lied lustig. Je länger man sich jedoch seinen Inhalt vergegenwärtigt, um so mehr wird er überschattet von einem schweren Ernst. Es sind die Zeiten des Uhlenspiegel und des Lamme Godzak, die in den harmlosen Kinderreim hineingeistern, die Zeiten, in denen der grimme Herzog Alba das Regiment führte und das habsburgische Spanien es verstand, aus den blühenden Niederlanden im Namen Gottes eine Wüste zu machen. Angstvolle Mutterherzen mögen die neuen Erfahrungen mit den alten Vorstellungen verquickt haben, die sie nur noch halb begriffen. Und das geschah um so leichter, als die erlebte Unordnung mit der Verwirrung in dem Lied wohl Aehnlichkeit gehabt haben mochte.

Nur wenig Beispiele vermögen auf engem Raum angeführt zu werden. Es ist aber schon nach ihnen nicht mehr von der Hand zu weisen, daß das Kinderlied Geschichte zu bergen vermag. Als ein ferner Nachhall längst vergangenen Erlebens erscheint sie nun, umgemünzt auf das kindliche Vorstellungsvermögen, eines der vielen Zeichen dafür, wie stark die Mütter den Schicksalen ihres Volkes verhaftet sind. R. K.—J.

Was unsere Großeltern in der Schule lasen

Vor mir liegt ein Lesebuch „Lebensbilder III." Lesebuch für Oberklassen deutscher Volksschulen. Ladenpreis 12 N Sgr. 42 Kr. rh. Leipzig. Verlag von Julius Klinkhardt 1850. Die erste Abteilung des Buches bringt eine Anzahl moralischer Erzählungen und Gedichte, die auch die Lesebücher späterer Jahrzehnte füllten. Neben diesen Geschichten stehen eine ganze Anzahl Fabeln. Unter den „Nützlichen Lehren" sehen wir, daß auch damals schon die Kinder zum Sparen angehalten wurden.

Die zweite Abteilung des Buches ist belehrender Natur, und hier ist uns nun vieles interessant. Unser Land Sachsen hat 1 700 000 Einwohner, die Stadt Dresden 90 000, die Stadt Meißen 8000, Pirna 6000, Radeberg 2000 Einwohner. Schlimmer ist es, was Engelhardt von der Armut im Sächsischen Erzgebirge erzählt: Erbärmlicher in Ansehung der Wohnung behilft man sich wohl nirgends als in diesen rauhen Gebirgsgegenden, wo nicht selten drei bis vier Familien, jede mit einem Herdchen Kinder, oft also 20 bis 24 Personen, in einer Stube hausen, die kaum 9 Ellen lang und 8 Ellen tief ist. Kann jede Familie ihren besonderen Platz am Fenster und Herde erhalten, so preiset sie sich glücklich. Außerdem lebt und webt alles bunt durcheinander. Und was für Hütten sind meist diese bevölkerten Häuser! Oft genug wird so ein Grundstück für 25 bis 50 Taler verkauft. An Betten ist bei Armen gewöhnlich nicht zu denken. Die meisten schlafen auf Stroh oder Moos, häufig nur auf der Diele oder Ofenbank!!! Vom Sandstein der Sächsischen Schweiz erfahren wir, daß 1818 36 000 Kubikfuß Cottaer Sandstein zum Bau des Berliner Schauspielhauses bestellt worden sind. In allen Brüchen arbeiten gegen 700 Mann, und es gibt wohl manchen Steinbruchbesitzer, der an die 150 Mann beschäftigt, und zum Versenden der Steine 20 große Elbschiffe hält. Solche große Steine bricht man, daß vor den Wagen wohl 50 bis 60 Pferde vorgespannt werden müssen, um den Stein an die Elbe zu bringen. Ueber Moritzburg erfahren wir: Moritzburg, Jagdschloß, Tiergarten für Schwarz- und Rotwild. Hellhaus, hohe Burg. In der Umgegend 49 Teiche, Blutegelzucht!

Sehr interessant, was Louis Thomas über England (1850!) schreibt. Nachdem er von den vielen Fabriken, von den tausenden von Handelsschiffen erzählt hat, fährt er fort: Welcher Pracht, welchem Luxus, welchem Reichtum begegnen wir fast auf allen Schritten, welch' glückliches Land! Aber der Schein trügt! Begleite mich in die größten Fabrikräume, und Tausende bleicher Gestalten begegnen uns; komm in ihre Hütten und du findest die bitterste Not und das herzzerreißendste Elend; sprich mit ihnen und Unwissenheit und Roheit sprechen aus jedem ihrer Worte, und willst du die Lage der Armen noch näher kennenlernen, so begleite mich in die Tiefe der Erde, in die Steinkohlenbergwerke. Scharen bleicher, zerlumpter Kinder und Weiber, mit schweren Bürden belastet, bald kriechend, bald rutschend, begegnen dir auf allen Schritten, Not und Jammer in den bleichen Gesichtszügen, Roheit in Wort und Handlungen. Vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht arbeiten sie, ihren Leidensgenossen in den Fabriken hierin gleich, in den Tiefen der Erde.

Von der Luftschiffahrt wird schon erzählt. Nach der bis dahin kurzen Geschichte der Luftschiffahrt erfahren wir vom Engländer Green, der am 1. November 1837 in England an einem Nachmittage fortflog und am anderen Morgen im Nassauischen landete, in 17½ Stunden 100 Meilen zurücklegte, und der bei der Michaelismesse 1846 Leipzig seine 158. und 159. Luftfahrt vorführte. Ueber die Elektrizität lesen wir: Sie wirkt auf Nerven, zersetzt Körper in ihre Bestandteile und bringt überhaupt große Wirkungen in der Natur vor. In der Geschichte wird uns ein Abriß der Geschichte Sachsens gegeben, von den Hermenduren bis zum König Friedrich August II. von Sachsen. Der Abriß schließt mit folgender Darstellung: Am 28. Mai 1849 schlossen Preußen, Sachsen und Hannover ein Bündnis (Dreikönigsbündnis), um vereint das deutsche Verfassungswerk herzustellen. Da Süddeutschland nicht beitrat, und die beiden kleineren Königreiche fürchteten, ihre Selbständigkeit Preußen gegenüber zu verlieren, brachen sie die weiteren Unterhandlungen mit Preußen ab und Deutschland harrt noch der Lösung der Einigung entgegen. So 1850 und 1940: Ein Volk, ein Reich, ein Führer!

Lebensbilder aus dem Jahre 1850! Wohl keiner lebt mehr von denen, die einst ein solches Schulbuch benützten. 1850 — 1940 — kaum ein Jahrhundert. Aber welche ungeheueren Umwälzungen brachte dieses Jahrhundert! G.

Die unsoliden Dresdner

Verordnung Herzog Georgs von Sachsen an den Dresdner Rat 1504.

„Georg, von Gottes Gnaden, Herzog zu Sachsen ... Lieben Getreuen. Uns ist fürkommen, daß hier in unserer Stadt in den Wein- und Bierhäusern und sonderlich des Nachts auf den Gassen viel Mutwillen, Unfug, Gezänk und Aufruhr geübt werde, dadurch den Bürgern und Einwohnern viel und mannigfache Beschwerung entsteht, daß auch schier niemand des Nachts auf der Gasse sicher sein möge, vielleicht darum, daß dieselbigen, von denen solcher Mutwille und Unfug geschieht, bisher ungestraft blieben. Derhalben ... befehlen wir euch hiermit und begehren, ihr wollet hinfürder ein fleißiges Aufsehen und Achtung haben lassen, so jemand (er sei Bürger, Einwohner oder unser Hofgesinde) Winterzeit nach 8 und Sommerszeit nach 9 Uhr des Nachts in Wirts- und Schankhäusern ... ohne redliche Entschuldigung befunden, den ... mögt ihr mitsamt dem Wirt ... aufheben, annehmen und verwahrt halten. Ob auch jemand wie oben vermeldet im Sommer nach 9, im Winter nach 8, ohne Licht auf der Gasse betreten wurde, der keine redliche Ursach oder Entschuldigung hätte, dieselben mögt ihr also annehmen und verwahrt halten ..."

Die Elbaue

Blätter für sächsische Heimatkunde

Nr. 12 17. Jahrgang Beilage zum General-Anzeiger Dezember 1940

Weihnachten und Weihnachtssitten

Wenn in der Zeit der Wintersonnenwende die christlichen Kirchen das Fest der Geburt ihres Gründers feiern, dann knüpfen sie mit demselben an uraltes Brauchtum der germanischen Völkerfamilie an. Als die ersten christlichen Sendboten ihre Missionstätigkeit unter den deutschen Stämmen begannen, fanden sie um die Zeit des tiefsten Standes der Sonne eine Reihe heiliger Tage vor, die „Zwölf Nächte", die mit der eigentlichen Weihnacht, der „wîhenacht", der heiligen Nacht begannen, und in denen unsere Urahnen die Wiedergeburt des Tagesgestirns, den Wiederaufstieg der Sonne, feierten. Der Name dieser „wîhenacht" paßte vortrefflich für jene Nacht, in der Christus das Licht der Welt erblickt haben sollte, und so nahm man den Namen dieser germanischen Festzeit, das Weihnachten, mit in den christlichen Ritus auf. In Wirklichkeit hat ja der Tag der Geburt Christi nie mit Sicherheit ermittelt werden können. Während im Orient der 6. Januar als der Geburtstag des Heilands galt, legte ein Gesetz des Kaisers Justinian denselben ausdrücklich auf den 25. Dezember fest. Die Art, wie heute das Weihnachtsfest bei uns begangen wird, ist noch nicht gar so alt. In der Mitte des 17. Jahrhunderts wußte z. B. der Leipziger Magister Prätorius noch nichts von einer Weihnachtsfeier in unserem Sinn zu berichten.

Man feierte das Fest in den Kirchen mit Mysterienspielen mit Darstellungen der Krippe, wie sie sich bis heute im Erzgebirge und in anderen Gegenden Deutschlands erhalten haben. Aus den Kirchen traten diese Mysterienspiele allmählich auf die Straße. 1722 wird von Dresden berichtet, daß etliche Personen als vom Himmel gekommene Engel von Haus zu Haus gezogen sind und der Kötzschenbrodaer Schulmeister Zieger beschwert sich 1671 bitter über das Treiben fremder Sternsinger um die Weihnachtszeit.

Das Beschenken der Kinder hat im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Wandlungen, auch im Zeitpunkte, erfahren. Es hat sich aus der gegenseitigen Beschenkung Erwachsener am Neujahr, noch heute bescheren ja die romanischen Völker an diesem Tage, allmählich zur festlichen Weihnachtsbescherung ent-

wickelt. Ursprünglich war der Tag der Beschenkung der Kinder ausschließlich der Nikolaustag, an dem teilweise heute noch den Kindern kleine Ueberraschungen bereitet werden. Im 16. Jahrhundert finden wir die Bescherung für die Kinder schon in Sachsen. Man packte die Gaben, Geld, Backwerk, Leckereien, Kleider u. a. in ein Bündel, das man den Kindern überreichte. Auch Spielzeug, wie Puppenstuben, Puppen, Tierfiguren, wurden geschenkt. Vom sächsischen Kurfürsten wissen wir, daß er seine Kinder in dieser Weise beschenkte. Niemals aber fehlte dabei als erzieherisches Moment die Rute, die ja auch ein unerläßliches Attribut des Weihnachtsmannes geblieben ist. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam die Sitte auf, die Geschenke auf einen Tisch aufzubauen.

Untrennbar von dem Weihnachtsfeste ist heute der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum. Aber gerade dieses Symbol des Festes ist noch verhältnismäßig jungen Datums. Das älteste Zeugnis seiner Existenz stammt aus dem Elsaß. Aus Straßburg wird schon im 17. Jahrhundert berichtet, daß man dort Tannenbäume mit Aepfeln und Zuckerzeug behangen und um die Weihnachtszeit in die Stuben gestellt habe. In Sachsen taucht die Sitte des Weihnachtsbaumes zuerst 1785, und zwar in Zittau auf, und dort wurde der Baum schon mit Lichtern geschmückt. Aus Dresden hört man 1807 zum ersten Male davon, daß auf dem herkömmlichen Striezelmarkte Weihnachtsbäume feilgeboten worden seien.

Die Lutherzeit kannte den Weihnachtsbaum noch nicht, und das bekannte Gemälde, das Luther im Kreise seiner Familie und Freunde bei der Weihnachtsfeier vor einem mit Lichtern geschmückten Tannenbaum zeigt, ist zwar eine poetische Lizenz aber ein Anachronismus des Malers.

Aelter als der Weihnachtsbaum ist dagegen das Festgebäck des Stollens, es wird schon um 1400 erwähnt. Aus welchen Vorstellungen heraus die Form dieses Gebäcks entstanden ist, ob er auf altgermanische oder christliche Symbole zurückgeht, darüber ist man sich in kulturgeschichtlichen Kreisen nicht einig. Die Form des Stollens ist wohl in allen Gegenden, wo er gebacken wird, die gleiche, sein Name dagegen wechselt in den verschiedenen Landschaften vom Stollen zum Christweck und in manchen Gegenden Thüringens zum Schittchen = Scheitchen. Aus den verschiedensten Zeiten stammen die heute noch gebräuchlichen Weihnachtslieder, das meistgesungene aber, das „Stille Nacht — Heilige Nacht", ist das jüngste unter ihnen und wurde erst im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts durch eine Tiroler Sängergesellschaft außerhalb seines Ursprungslandes bekanntgemacht.

Caroline Neuber

Geboren am 9. März 1697 zu Reichenbach i. V.,
gestorben am 30. November 1760 zu Laubegast.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben.

Man könnte fast meinen, Schiller habe diese Worte auf die Neuberin geschrieben. So treffend kennzeichnen sie das Wesentliche im Wirken der bedeutenden Frau. Denn nicht so sehr der großen Schauspielerin gedenken wir mit dem Gefühl der Verehrung und des Dankes, als vielmehr der leidenschaftlichen, von höchstem Ethos erfüllten Kämpferin für die Würde des deutschen Theaters und des deutschen Schauspielerstandes.

Die Interesselosigkeit der Höfe und der gebildeten Schichten, die Vor-

herrschaft der italienischen Oper hatten seit Veltens vergeblichen Reformversuchen im 17. Jahrhundert das deutsche Drama immer mehr verwahrlosen, die deutsche Schauspielkunst immer tiefer sinken lassen. Wie damals, so ging auch im neuen Jahrhundert von Sachsen der Anstoß zu einer Reform des deutschen Theaters aus. Der Leipziger Universitätsprofessor Gottsched lief Sturm gegen die blutrünstig-schwülstigen und mit rüden Harlekinspäßen vermischten Haupt- und Staatsaktionen, gegen die pöbelhaften Fratzen, die sich deutsches Lustspiel nannten und forderte die Nachahmung der formstrengen französischen Dramatik als Uebergangsstufe zur Ausbildung eines eigenen nationalen Stils. Auch eine völlige Reform der gänzlich entarteten Schauspielkunst schien ihm dringendste Notwendigkeit. In Caroline Neuber fand er eine von gleichem Wollen beseelte Frau, die zudem als Prinzipalin einer Schauspielertruppe imstande war, seine Theorien in die Tat umzusetzen. Schon früh hatte sie Anschauungen geäußert, die Schillers Gedanken über die Schaubühne als moralische Anstalt vorwegzunehmen schienen. Dem üblen Komödiantenspiel der Zeit entgegen strebte sie nach Stilisierung und Veredelung, nach vernunftgemäßer Deklamation und würdiger Gebärde. Als sie die Figur des Hanswurst 1737 in einem sinnbildhaften Akt in Leipzig von der Bühne verbannte, wollte sie damit nicht, wie man ihr vielfach vorgeworfen hat, das Volkstümlich-Komische vertreiben, sondern nur seine pöbelhafte Verzerrung. Sie ebnete damit — wenigstens in Mittel- und Norddeutschland — einem neuen deutschen Lustspiel den Weg. Im Gegensatz zum Geschmack des großen Publikums stellte sie einen neuen Spielplan auf. Statt der Schauerdramen und Hanswurstpossen brachte sie Werke junger, Gottscheds Forderungen erfüllender deutscher Dramatiker auf die Bühne. Neben Gellert und Joh. El. Schlegel kam erstmalig mit dem „Jungen Gelehrten" bei ihr auch Lessing zu Wort, der in den Aufführungen der Neuberin, wie er selbst gesteht, „hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmemehr lernen kann." Die Verbindung zwischen Literatur und Theater wieder hergestellt und das Wort der Dichtung auf der Bühne wieder zu Ehren gebracht zu haben, empfinden wir heute als ein Hauptverdienst der Neuberin.

Mit ihren Schauspielern verband die prachtvolle Frau, der man männliche Einsicht und Energie, Fleiß und Eifer, Strenge und Ordnungsliebe nachrühmte, ein patriarchalisches Verhältnis. Sie formte ihre Gesellschaft zu einer Art Familienkreis. Die hervorragendsten Schauspieler der Zeit gehörten ihrer Truppe an, darunter Schönemann und Koch, die später, selbst Prinzipale, an der Entwicklung des deutschen Schauspiels bedeutsam mitwirken sollten. Ueberhaupt hat die Neuberin mit ihrer Truppe stilbildend gewirkt. Die sogenannte Leipziger Schule, die für die Tragödie eine neue Art der Deklamation schuf und das Gefühl für Rhythmus erst wieder weckte, geht auf sie zurück.

Im Laufe von zwei Jahrzehnten war im größten Teil von Deutschland die Reform zum Siege geführt. Die Komödianten, die früher gleichsam darstellend erst das Drama schufen, wurden jetzt zu Dienern am Wort eines anderen. Ihr soziales Ansehen stieg. Die neue Bühnenkunst war nicht mehr nur Zeitvertreib für den großen Haufen, sondern wurde immer mehr zu einer Schule des Geschmacks und der Sitten.

Die Frau aber, die unter bittersten wirtschaftlichen Drangsalen, unter Spott, Hohn und Anfeindungen aller Art in zäher Besessenheit die deutsche Schaubühne aus tiefer Verwahrlosung heraus zu einer Angelegenheit der Besten des Volkes gemacht hatte, war am Ende ihres kämpferischen Lebens fast vergessen. Einsam und im tiefsten Elend starb Caroline Neuber am 30. November 1760 in Laubegast bei Dresden. Einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, dieser wahrhaft bedeutenden Frau den ihr gebührenden Platz in der Geschichte des deutschen Kultur- und Geisteslebens zu sichern.

Dr. Doering-Manteuffel.

Marschall Moritz von Sachsen

Vor 190 Jahren, am 30. November 1750, starb Marschall Moritz von Sachsen. Er galt seinen Zeitgenossen als einer der größten Soldaten und Feldherren seines Jahrhunderts. Friedrich der Große stellte ihn dem großen Turenne an die Seite, rühmte ihn als Lehrmeister aller Generale Europas und widmete dem großen Sachsen beim Tode eine Elegie. Noch lange begegnet Moritz' nicht nur bei seinen Soldaten volkstümliche, von galanten Abenteuern, romantischen Unternehmungen und dem Lorbeer kriegerischer Erfolge umrankte Gestalt in den Briefen und Memoiren der Zeit.

Der Roman seines Lebens beginnt im stillen Goslar, wo er am 28. Oktober 1696 — ein Sohn Augusts des Starken — geboren und auf den Namen Mauritius getauft wurde. Aurora von Königsmarck lag die Fürsorge für den einzigen Sohn, das älteste legitimierte Kind seines königlichen Vaters, lebenslang am Herzen. Auch August hat ihn geliebt, den jungen „Grafen von Sachsen", der dem Vater bald in dessen besten Eigenschaften nacheiferte, in Körperkraft und Stattlichkeit des Aeußeren, in Liebenswürdigkeit und Charme des Auftretens — nicht nur die Frauen rühmen seine Unwiderstehlichkeit —, in Witz und Phantasie, in der ganzen großzügigen Auffassung des Lebens, wie sie dem Kavaliersideal jener Epoche entspricht. Seine besonderen geistigen Neigungen gehörten der Technik und den Militärwissenschaften, während ihm die Politik in ihrem Wesen fern blieb. Bildungs- und Kavaliersreisen durch Europa, eine allzufrühe Ehe, die ihn nicht an Haus und Landsitz zu fesseln vermag und rasch zerbricht, dann das glänzende, aber an Inhalt und Ruhm arme Leben eines unruhigen Grandseigneurs, dessen Abenteuer und Schulden die Salons und Briefe der Zeit mit Gesprächsstoff versorgen, das ist die erste Hälfte seines Lebens. Politische Ehepläne sollen ihn auf den Herzogsstuhl von Kurland, ja an die Seite der späteren Zarin Elisabeth führen, aber sie scheitern. Nun aber formt sich aus Wirren und Alltag die Persönlichkeit, der Soldat aus Passion. Flemming versagt ihm den Eintritt in die sächsische Armee; so folgt er dem lockenden Ruhme der französischen Fahnen. Prinz Eugen zollt seinen Leistungen Beifall. Prags Einnahme 1741 ist sein erster großer selbständiger Erfolg. Drei Jahre später Marschall von Frankreich, läßt er nun zu Erstaunen und Beifall der großen Welt das Dreigestirn seiner glänzenden Siege heraufziehen: Fontenay 1745, Raucoux 1746 und Lafeld 1747. Er ist jetzt der erste Feldherr Ludwigs XV., Europas glänzendster lebender Heerführer. Der Aachener Friede nimmt ihm 1748 die Möglichkeit, weiteren Lorbeer zu pflücken. Die Mißgunst vieler Franzosen gegen den ruhmreichen Ausländer plagt ihn, und bald sucht ihn auch Krankheit heim. Auf seinem Besitze, dem überlieferungsreichen Chambord an der Loire, lebt der große Marschall von Sachsen, immer noch zu Zeiten mit phantastischen Plänen, Reichsgründungen bald in Madagaskar, bald in Zentralamerika, befaßt, mehr aber noch im Umgang und Gedankenaustausch mit Freunden, unter denen er besonders gern deutsche Landsleute sieht. Als er dort stirbt, gewährt ihm die Treue Ludwigs XV. ein feierliches Staatsbegräbnis, und zwar — da es für den Protestanten in Paris nicht möglich erscheint — in der Thomaskirche zu Straßburg. Ein berühmtes Grabmal von der Hand des großen Pigalle deckt die sterbliche Hülle.

Zahlreich sind die Werke über diesen bedeutendsten Sohn Augusts des Starken. Seine Briefe sind veröffentlicht worden, doch ist sein bleibendstes Erbe jenes Buch „Meine Träumereien", das angeblich in 13 Nächten einer Krankheit geschaffen wurde und zu den großen militärwissenschaftlichen Werken von internationalem Rufe zählt, die die Zeiten überdauern. Dr. Hellmut Kretzschmar.